



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Zwischen Isolation und Freundschaft“

Über die sozialen Beziehungen von Menschen mit geistiger Behinderung  
in einer österreichischen Betreuungseinrichtung

Verfasserin

Clara Krug

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuer:

Dr. Tapio Nisula



## Danksagung

An dieser Stelle möchte ich mich herzlich bei meinem Betreuer Tapio Nisula bedanken, der mir mit viel Geduld über den gesamten Prozess meiner Diplomarbeit, von der Feldforschung bis zur Verschriftlichung, engagiert und hilfsbereit zur Seite gestanden ist.

Ein großes Dankeschön geht an meine Schwester Franziska Krug, die die Entwicklung dieser Arbeit von Beginn an miterlebt und mitgelebt hat.

Des Weiteren möchte ich Christopher Brunner und Helmut Höllriegl für das Korrekturlesen meiner Arbeit danken.

Ein besonders großer Dank geht an meine Eltern Hildegard Krug-Riehl und Reinhard Krug, die es mir ermöglicht haben das Studium meiner Wahl zu ergreifen und mich während des gesamten Studiums und besonders in der Diplomarbeitsphase unterstützt haben.

Ich möchte mich bei den Verantwortlichen der Dorfgemeinschaft Breitenfurt bedanken, die es mir erlaubten, meine Feldforschung in ihrer Einrichtung durchzuführen. Ein spezieller Dank geht dabei an den Vereinsleiter Michael Mullan, der mir den Einstieg in das Feld ermöglichte, sowie an den Bereichsleiter der Tagesstruktur Leonardo G. Schmid, der mir den Weg zu meiner teilnehmenden Beobachtung in den Werkstätten ebnete und mir bei Fragen als Gesprächspartner zur Verfügung stand. Besonders möchte ich mich auch bei Marion Drev für zahlreiche informelle Gespräche und die herzliche Aufnahme in die Wohngruppe bedanken.

Schlussendlich gilt mein Dank meinen Informanten\*Informantinnen und allen Bewohnern\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft, die meine Feldforschung mit ihrer Herzlichkeit und Offenheit zu einem außergewöhnlichen und positiven Erlebnis gemacht haben.



## INHALTSVERZEICHNIS

<b>Danksagung .....</b>	<b>3</b>
<b>1. Einleitung.....</b>	<b>7</b>
<b>1.1 Persönliche Motivation und Feldzugang .....</b>	<b>7</b>
<b>1.2 Fragestellung und theoretische Grundlage der Arbeit.....</b>	<b>8</b>
<b>1.3 Der Aufbau der Diplomarbeit.....</b>	<b>10</b>
<b>1.4 Terminologie.....</b>	<b>11</b>
<b>1.5 Ziele der Diplomarbeit .....</b>	<b>13</b>
<b>2. Die Disability Studies: Eine Theorie zu Behinderung .....</b>	<b>14</b>
<b>2.1 Von einer politischen Bewegung zu einer wissenschaftlichen Theorie .....</b>	<b>14</b>
<b>2.2 Das soziale Modell .....</b>	<b>17</b>
<b>2.3 Kritik am sozialen Modell.....</b>	<b>20</b>
<b>2.4 Behinderung als komplexe Interaktion.....</b>	<b>24</b>
<b>3. Die empirische Forschung.....</b>	<b>27</b>
<b>3.1 Die Methoden der Forschung .....</b>	<b>27</b>
3.1.1 Sozialwissenschaftliche Methoden .....	27
3.1.2 Die qualitativen Methoden.....	30
3.1.3 Die teilnehmende Beobachtung .....	31
3.1.4 Qualitative Interviews .....	34
<b>3.2 Die Feldforschung .....</b>	<b>38</b>
3.2.1 Meine Fragestellung.....	38
3.2.2 Der Ablauf der Feldforschung .....	39
3.2.3 Beschreibung des Forschungsfeldes und meiner Rolle im Feld .....	40
3.2.4 Die Informanten und Informantinnen .....	43
3.2.5 Der Tagesablauf in der Dorfgemeinschaft .....	48
<b>4. Präsentation der erhobenen Daten.....</b>	<b>50</b>
<b>4.1 Sonja.....</b>	<b>51</b>
<b>4.2 Anna .....</b>	<b>54</b>
<b>4.3 Christian .....</b>	<b>57</b>
<b>4.4 Barbara .....</b>	<b>58</b>
<b>4.5 Stefan.....</b>	<b>60</b>
<b>4.6 Alexander.....</b>	<b>61</b>
<b>4.7 Lukas.....</b>	<b>65</b>
<b>4.8 Schwierigkeiten bei den Interviews.....</b>	<b>68</b>
4.8.1 Spontane Themenwechsel und unzusammenhängende Gegenfragen.....	70
4.8.2 Ausweichende Antworten.....	71
4.8.3 Blockade in der Interviewsituation .....	71
4.8.4 Schwierigkeiten Fragen zu verstehen .....	72
4.8.5 Realitätsferne Erzählungen .....	73

4.8.6 Stottern/Unverständliche Sprache.....	73
4.8.7 Unverständliche Aussagen.....	74
4.8.8 Schwierigkeiten, Angaben zur eigenen Person zu machen .....	74
4.8.9 Sprachliche Zwänge/Ticks.....	75
<b>5. Analyse der erhobenen Daten.....</b>	<b>77</b>
<b>5.1 Freundschaften.....</b>	<b>82</b>
5.1.1 Grad der Behinderung.....	82
5.1.2 Unternehmungen/Einschränkungen.....	83
5.1.3 Innen/Außen.....	84
5.1.4 Tod .....	85
<b>5.2 Liebesbeziehungen .....</b>	<b>86</b>
5.2.1 Bedeutung .....	86
5.2.2 Einschränkungen.....	88
<b>5.3 Die Familie.....</b>	<b>89</b>
5.3.1 Die Trennung von der Familie.....	89
5.3.2 Adoption/Pflegefamilie.....	90
<b>5.4 Die Betreuer*innen .....</b>	<b>91</b>
5.4.1 Die Betreuer*innen als Ersatzfamilie .....	91
5.4.2 Hilfestellungen.....	92
<b>5.5 Exkurs: Innen/Außen .....</b>	<b>93</b>
<b>5.6 Diskussion der Ergebnisse.....</b>	<b>95</b>
<b>6. Conclusio.....</b>	<b>101</b>
<b>7. Literaturverzeichnis .....</b>	<b>106</b>
<b>Links .....</b>	<b>111</b>
<b>8. Anhang.....</b>	<b>113</b>
8.1 Zusammenfassung.....	113
8.2 Abstract.....	114
8.3 Lebenslauf.....	115

# 1. Einleitung

## 1.1 Persönliche Motivation und Feldzugang

Seit meiner Kindheit spielen Menschen mit verschiedensten Behinderungen eine wichtige Rolle in meinem Leben, sei es im Freundeskreis meiner Familie oder später auch in meinem eigenen. Da ich das Glück hatte, neun Jahre lang eine integrativ geführte Waldorfschule zu besuchen, waren Klassenkollegen\*Klassenkolleginnen mit körperlichen und/oder geistigen Behinderungen ein integraler Bestandteil meiner Lebenswelt. Erst später erkannte ich, wie außergewöhnlich diese für mich alltägliche Erfahrung war. Das Unverständnis und die mangelnde Natürlichkeit im Umgang mit Menschen mit Behinderung, die ich später in meiner Umgebung beobachten konnte, waren mir unbegreiflich.

Mein erster Kontakt zur Dorfgemeinschaft Breitenfurt ergab sich 2001. In der Waldorfschule, die ich besuchte, steht in der 11. Schulstufe ein Sozialpraktikum am Lehrplan. Diese Zeit verbrachte ich als Praktikantin in verschiedenen Werkstätten der Dorfgemeinschaft. Diese sehr intensiven drei Wochen brachten für mich eine erste verstärkte Beschäftigung mit dem Thema *Behinderung* mit sich. Zu diesem Zeitpunkt wurde mir erstmals bewusst, wie sehr Menschen mit einer geistigen Behinderung aus unserer Gesellschaft ausgeschlossen werden.

Im weiteren Verlauf meiner schulischen und studentischen Laufbahn trat das Thema allerdings eher in den Hintergrund, vor allem durch die Tatsache, dass *Disability Studies* oder allgemein das Thema *Behinderung* im Rahmen des Studiums der Kultur- und Sozialanthropologie kaum bearbeitet werden.

Als ich beschloss, mich in meiner Diplomarbeit mit der Lebensrealität von Menschen mit geistiger Behinderung auseinanderzusetzen, war die Dorfgemeinschaft Breitenfurt meine erste Anlaufstelle. Bereits im ersten Gespräch zeigten sich die Verantwortlichen sehr interessiert an meiner Arbeit und gaben mir ohne großen bürokratischen Aufwand die Erlaubnis, meine viermonatige Feldforschung im Rahmen eines unbezahlten Praktikums durchzuführen. In Absprache mit dem Bereichsleiter der Tagesstruktur verbrachte ich diese Zeit der teilnehmenden Beobachtung in zwei Wohnhäusern und insgesamt vier Werkstätten. Dabei schlug er mir diejenige vor, in der auch Menschen betreut wurden, die sich verbal ausdrücken konnten und damit potenzielle Interviewpartner\*innen waren. Am Ende der Feldforschung durfte ich eine Wohngruppe bei ihrem einwöchigen Urlaub in Rattendorf, Kärnten, begleiten. Dieser Urlaub war ein besonders intensiver Abschnitt meiner teilnehmenden Beobachtung, da

ich die Möglichkeit hatte, meine Informanten\*Informantinnen auch außerhalb der Dorfgemeinschaft zu erleben. Eine Phase der Interviewführung vervollständigte meine Feldforschung.

## **1.2 Fragestellung und theoretische Grundlage der Arbeit**

In dieser Diplomarbeit stehen also Menschen mit geistiger Behinderung, die Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft, im Mittelpunkt anthropologischer Forschung. Dabei stehen ihre eigenen Aussagen, ihr eigenes Wissen und ihr eigener Blick auf ihr Leben im Vordergrund und nicht die Perspektive der Mehrheitsgesellschaft auf diese Randgruppe. Es war und ist meine Überzeugung, dass empirische Studien, die sich qualitativ und endogen mit den Lebenssituationen von Menschen mit Behinderungen auseinandersetzen, wichtig und notwendig sind, um diese Gruppe für die Wissenschaft und Mehrheitsgesellschaft sichtbarer zu machen und zu einem besseren Verständnis beizutragen.

Einen solchen endogenen Ansatz vertreten die *Disability Studies*, die als theoretische Grundlage meiner Arbeit dienen. Als wissenschaftliche Forschungsrichtung setzten sie sich emanzipatorisch mit dem Thema *Behinderung* auseinander und sind eng mit einer politischen Behindertenbewegung verknüpft. Die *Disability Studies* entstanden aus den Behindertenbewegungen der 1970er Jahre und wurden in den 1980er Jahren als multidisziplinärer und interdisziplinärer Ansatz immer stärker Thema wissenschaftlichen Interesses, unter anderem in den Bereichen Soziologie, Psychologie, Politikwissenschaft, Geschichte und Philosophie. Auch in der Anthropologie, und hier im speziellen in der medizinischen Anthropologie, wurde ein sozialer Blick auf Behinderung zu einem bedeutenden Feld der Forschung. *Disability Studies* werden dabei einerseits als Teilbereich der Anthropologie angesehen, andererseits leisten auch Ethnographien von Anthropologen, die nicht den *Disability Studies* zurechenbar sind, einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Thematik. (Whyte/Ingstad, 2007: 5f) Die Bedeutung anthropologischer Arbeit für die *Disability Studies* liegt vor allem in dem enormen Potential des gesammelten empirischen Materials. Durch ethnographische Methoden, wie zum Beispiel die teilnehmende Beobachtung und qualitative Interviews, wird es möglich, neue Einblicke in das Leben und die Erfahrungen von Menschen mit Behinderungen zu gewinnen. (Whyte/Ingstad, 2007: 7)

Durch einen solchen empirischen Ansatz hoffte ich, im Zuge einer intensiven Feldforschung, etwas über den Blick geistig behinderter Menschen auf ihr eigenes Leben zu erfahren. Dabei erschienen mir ihre Zukunftsperspektiven und Lebensträume aus zwei Gründen als ein



besonders zentrales Thema. Einerseits hatte ich als Informanten\*Informantinnen vor allem junge Erwachsene ins Auge gefasst, die noch nicht so lange in der Dorfgemeinschaft leben und arbeiten. Andererseits war die relativ starke Fremdbestimmung, der diese Menschen unterworfen sind, ein interessanter Ansatzpunkt. Eine endogene Beschäftigung mit ihren Zukunftswünschen könnte Übereinstimmungen und Brüche zwischen ihren eigenen Vorstellungen und dem Leben aufzeigen, das Eltern, Betreuer\*innen und die Gesellschaft ihnen zugestehen. Als ersten Arbeitstitel meiner Diplomarbeit wählte ich daher „Lebensträume junger Menschen mit besonderen Bedürfnissen in Österreich“.

Allerdings zeigte sich schon in den ersten inoffiziellen Gesprächen, bald nach meinem tatsächlich erfolgten Einstieg ins Feld, dass das Thema „Zukunft“ im Allgemeinen und der eigenen im Speziellen für die meisten meiner Informanten\*Informantinnen nur wenig Bedeutung besaß. Viele konnten aufgrund ihrer kognitiven Einschränkungen mit einer Frage nach ihrer Zukunft und ihren Zukunftswünschen wenig anfangen. So beantwortete mir eine Informantin die Frage nach ihren Zukunftswünschen mit der Aussage sie würde gerne einen Ausflug machen und Essen gehen. Aus diesem Grund erschien es mir nicht nur schwierig, sondern auch wenig sinnvoll, eine Fragestellung, die für die Beforschten selbst nur wenig bis keine Bedeutung besaß, in den Mittelpunkt meiner Forschung zu stellen. Wie ich in der folgenden Arbeit ausführen werde, wurde der Verlauf meiner Forschung, auch über die Änderung der Forschungsfrage hinaus, stark von den Möglichkeiten und Bedeutungen im Feld gelenkt.

Eine weitaus größere Relevanz als ihre Zukunft hatte für meine Informanten\*Informantinnen ihr momentanes Leben in der Dorfgemeinschaft, und dabei vor allem die unterschiedlichen sozialen Beziehungen, die sie untereinander, zu den Betreuern\*Betreuerinnen und zu ihren Familien hatten. Je mehr mein Verständnis für die Lebenswelt meiner Informanten\*Informantinnen wuchs und meine soziale Integration in die Dorfgemeinschaft zunahm, desto mehr wurde mir bewusst, dass eine Änderung des Forschungsthemas notwendig war, um der sozialen Realität gerecht zu werden. So befasse ich mich in dieser Diplomarbeit mit der Frage, wie die sozialen Beziehungen von Menschen mit geistiger Behinderung in einer solch abgeschlossenen Umgebung wie der Dorfgemeinschaft beschaffen sind. Dabei werde ich die unterschiedlichen Beziehungen einander gegenüber stellen und vergleichen. Ein wichtiger Aspekt, der hierbei berücksichtigt wird, ist die relative Abgeschlossenheit der Dorfgemeinschaft. Daraus ergibt sich ein Gefühl von *Innen* und *Außen*, das für meine Informanten\*Informantinnen allgegenwärtig ist und ihr Leben im Allgemeinen sowie ihre sozialen Beziehungen im Speziellen stark beeinflusst.

### 1.3 Der Aufbau der Diplomarbeit

Die vorliegende Diplomarbeit beginnt mit einem Theorieteil und einer Einführung in die *Disability Studies*. Ich werde zunächst die historischen Wurzeln der *Disability Studies* in der politischen Behindertenbewegung der siebziger Jahre beleuchten und danach ein besonders zentrales Konzept, das *soziale Modell* von Behinderung, näher erläutern. Es folgt ein Abschnitt über die Vor- und Nachteile dieses Modelles sowie ein Unterkapitel, in dem die Kritik am sozialen Modell im Zentrum steht. Ein Abschnitt über einen möglichen neuen, kritisch realistischen Zugang zum Phänomen der Behinderung, der versucht, die enorme Bandbreite des Phänomens abzudecken, sowie eine gedankliche Verknüpfung mit den Ergebnissen meiner Feldforschung, schließt das Kapitel ab.

Der empirische Teil meiner Diplomarbeit wird mit einer Vorstellung der Methoden meiner Forschung eröffnet. Der Fokus liegt dabei auf der teilnehmenden Beobachtung sowie auf dem problemzentrierten leitfadengestützten Interview. Diese von mir gewählten Methoden werde ich dabei in die Gesamtheit qualitativer Forschungsmethoden einbetten und ihre besonderen Vorzüge erläutern. Es folgt eine umfassende Beschreibung der durchgeführten teilnehmenden Beobachtung. Dabei werde ich das Forschungsfeld *Dorfgemeinschaft Breitenfurt* und meine eigene Rolle als Forscherin beziehungsweise Praktikantin näher beschreiben. In einem Unterkapitel werden meine Informanten\*Informantinnen vorgestellt. Des Weiteren werde ich den Ablauf meiner Feldforschung, vom Einstieg ins Feld bis zu den abschließenden Interviews, sowie das alltägliche Leben in der Dorfgemeinschaft schildern.

Im nächsten Kapitel präsentiere ich die Daten, die ich im Verlauf der Interviews am Ende meiner Feldforschung sammeln konnte. Ich gehe hierbei chronologisch vor und werde mit Hilfe ausgewählter wortwörtlicher Beispiele den Verlauf und die Inhalte der Gespräche mit meinen Informanten\*Informantinnen wiedergeben. Am Ende dieses Kapitels steht ein Abschnitt über die Schwierigkeiten und Probleme, die im Laufe der Interviews aufgetreten sind und die Großteils auf die Einschränkungen meiner Informanten\*Informantinnen durch ihre geistigen Behinderungen zurückzuführen sind. Darauf folgt eine Schilderung meines persönlichen Umgangs mit diesen Herausforderungen im Feld sowie eine Überlegung, in welcher Form diese Schwierigkeiten einen Gewinn für die Forschung darstellen können.

Das Kapitel zur Analyse und Interpretation der Daten fasst die Ergebnisse der Interviews zusammen und gliedert sie in Kategorien. Diesem Kategoriensystem folgend, werde ich die einzelnen Themen: Freundschaften, die Beziehung zu den Eltern und der Familie, Liebesbeziehungen sowie die Beziehung zu den Betreuern\*Betreuerinnen näher beleuchten. Ein Exkurs über die relative Abgeschlossenheit der Dorfgemeinschaft, das Gefühl von *Innen*

und *Außen*, soll die Ergebnisse verständlicher machen. In einer abschließenden Diskussion der Ergebnisse werden diese nochmals zusammengefasst und der Bogen zu Konzepten und Standpunkten der *Disability Studies* gespannt. Dabei zeigen sich deutlich Brüche und Spannungen zwischen theoretischen Konzepten der *Disability Studies* beziehungsweise Forderungen der Behindertenbewegung und der tatsächlichen Lebensrealität geistig behinderter Menschen.

## 1.4 Terminologie

Wer zum Phänomen *Behinderung* arbeitet, stößt bald auf eine Diskussion über sprachliche Definitionen von und über Menschen mit Behinderung. Daher möchte ich an dieser Stelle noch einige Begriffe erläutern, die in der vorliegenden Arbeit verwendet werden:

Historisch betrachtet waren unzählige negative und diskriminierende Bezeichnungen wie *Idiot* oder *Krüppel* üblich, die im Laufe des 20. Jahrhunderts durch den allgemeinen Begriff *Behinderung* verdrängt wurden. Bis heute gibt es Versuche, positivere Begriffe im allgemeinen Sprachgebrauch durchzusetzen. Zu diesen neueren Begriffen gehören die Bezeichnungen *Menschen mit besonderen/speziellen Bedürfnissen* oder *Menschen mit Lernschwierigkeiten/Lernschwächen*. (Vgl. Integration: Österreich 2003)

Im Rahmen der *Disability Studies* wird aus zwei Gründen dennoch am Begriff der *Behinderung* festgehalten. Einerseits haben sich neuere Bezeichnungen als ungeeignet erwiesen, andererseits soll *Behinderung* als politischem Begriff ein veränderter Sinn zugeschrieben werden (Dederich 2007: 50):

Den Begriffen *Behinderung* und *behindert* werden traditionell vor allem medizinische Bedeutungen gegeben. Dieses *medizinische Modell* definiert *Behinderung* als eine Abweichung von der Norm, als Defizit und als individuelle Bürde und Tragödie. (Linton 1998: 11) Durch die Reinterpretation als politische Kategorie durch die *Disability Studies* wird *Behinderung* zu einem „Begriff, der die Existenz und die politischen und gesellschaftlichen Anliegen einer sozial konstruierten Minderheit sichtbar machen soll, der Kritik ermöglicht und zur Veränderung beiträgt“ (Dederich 2007:50). *Behinderung* als politischer Begriff dient so als gemeinsamer Nenner, Ressource für Identifikation und Vereinigung von Menschen mit unterschiedlichsten Behinderungen und damit als Basis für gemeinsamen politischen Aktivismus. (Linton 1998: 12)

Aus Sicht der *Disability Studies* wird so aus einem negativ besetzten Begriff ein politisches Instrument der Kritik an herkömmlichen gesellschaftlichen Praktiken und Konzeptionen von

Behinderung. Abgezielt wird auf ein nicht ausgrenzendes Denken, das Differenzen anerkennt und an die Stelle der Logik der binären Gegensatzpaare *normal/abnormal* und *behindert/nicht behindert* tritt. Bis diese negative und diskriminierende Bewertung von Menschen mit Behinderung als Sonderfälle überwunden ist, bleibt der Begriff *Behinderung* für die *Disability Studies* notwendig. (Dederich 2007: 51) Dieser Argumentation der *Disability Studies* folgend werde ich die Begriffe *Behinderung* und *Menschen mit Behinderung* oder *behinderte Menschen* auch in meiner Diplomarbeit verwenden. Analog werde ich in diesem Sinne die Bezeichnungen *geistige Behinderung* und *Menschen mit geistiger Behinderung*, wie sie in der deutschen Literatur zu den *Disability Studies* verwendet werden (vgl. Dederich 2007) den offiziell propagierten Bezeichnungen *Menschen mit Lernschwierigkeiten* oder *Menschen mit Lernschwächen* (Integration: Österreich 2003: 29) vorziehen. Wie Dederich in seiner *Einführung in die Disability Studies*, verstehe ich diese Begriffe als „Allgemeinbegriffe, die es überhaupt erst ermöglichen, eine unendliche Fülle und Varianz von Einzelercheinungen kategorial zusammenzufassen“ (Dederich 2007: 48).

Um die im *sozialen Modell* von Behinderung postulierte Dualität von Behinderung als soziale Unterdrückung und Ausgrenzung (*Disability*), beziehungsweise individuelle, biologische Beeinträchtigung (*Impairment*) auszudrücken, benutze ich in dieser Arbeit sowohl die englischen Begriffe, als auch das deutsche Wort *Behinderung* als Übersetzung für *Disability*, während ich *Impairment* mit dem Begriff *Beeinträchtigung* übersetze.

Wie ich bereits erläutert habe, sollen in dieser Diplomarbeit Menschen mit Behinderung oder, als alternativer Begriff, *Behinderte* im Mittelpunkt der Betrachtung stehen. Dies möchte ich, wie Linton (1998), auch begrifflich unterstreichen, indem ich *Behinderte* sprachlich ins Zentrum stelle und den Begriff *Nicht-Behinderte* verwende, um diese in der Peripherie zu platzieren. (Linton 1998: 13)

Neben diesem politischen Behindertenbegriff, wie er durch die *Disability Studies* geprägt wurde, verwende ich einige Bezeichnungen, die ich direkt aus dem Feld übernommen habe:

Wie meine Informanten\*Informantinnen benutzte ich für die Angestellten der Dorfgemeinschaft die Bezeichnung *Betreuer* oder *Betreuerin*. Dies bezeichnet sowohl Betreuer\*innen in den Wohngruppen und Werkstätten als auch verantwortliche Leiter\*innen eines Wohnhauses oder einer Werkstätte. Die Angestellten der Dorfgemeinschaft werden von meinen Informanten\*Informantinnen generell mit Vornamen angesprochen und geduzt.

Umgekehrt werden die Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft von den Betreuern\*Betreuerinnen als *Betreute* und selten auch als *Klienten* bezeichnet. Obwohl der Begriff *Betreute* von meinen Informanten\*Informantinnen teilweise auch als

Selbstbezeichnung verwendet wird, bevorzuge ich in meiner Arbeit den neutraleren Ausdruck *Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft*.

Die Begriffe *Dorfgemeinschaft Breitenfurt* oder einfach *Dorfgemeinschaft* bezeichnen sowohl die Gesamtheit der Bewohner\*innen und Angestellten der Dorfgemeinschaft, als auch das begrenzte Areal mit seinen Wohnhäusern und Werkstätten. Äquivalent wurde von meinen Informanten\*Informantinnen auch der Begriff *Breitenfurt* verwendet, der in diesem Sinne nicht die Ortschaft sondern die Einrichtung meint.

Um die Anonymität meiner Informanten\*Informantinnen nach Möglichkeit zu gewährleisten, sind die Namen, die ich in dieser Arbeit für sie verwende, frei erfunden.

## **1.5 Ziele der Diplomarbeit**

Mit meiner Diplomarbeit hoffe ich, allgemein etwas zum besseren Verständnis und zum Abbau von Vorurteilen gegenüber Menschen mit geistigen Behinderungen beizutragen. Speziell möchte ich durch den Fokus auf die sozialen Beziehungen der Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft ihren Alltag und ihre Lebenswelt aus ihrer eigenen Sicht und durch ihre eigenen Worte beleuchten und so einen Beitrag zur Erforschung dieser marginalisierten Randgruppe leisten. Des Weiteren wird durch die Gegenüberstellung der Ergebnisse meiner Forschung mit Standpunkten und Forderungen der *Disability Studies* eine theoretische Kritik an Konzepten des *sozialen Modells* von Behinderung, wie sie von Tom Shakespeare formuliert wurde, unterstützt.

Ich begreife diese Diplomarbeit als Teil einer Bewegung, Behinderung stärker in den Fokus anthropologischer Forschung zu stellen sowie die Theorien der *Disability Studies* auch in Österreich kritisch zu bearbeiten.

## 2. Die Disability Studies: Eine Theorie zu Behinderung

*Disability Studies* nennt sich der junge interdisziplinäre, wissenschaftliche Ansatz, der sich aus emanzipatorischer Sicht mit dem sozialen Phänomen der Behinderung auseinandersetzt. Eine Besonderheit ist dabei die enge Verflechtung zwischen politischen Forderungen und wissenschaftlicher Bearbeitung. Die Wurzeln der *Disability Studies* liegen in der politischen Behindertenbewegung, dem *Disability Rights Movement*, vor allem in den USA und Großbritannien, wo sich Betroffene erstmals selbst für gleiche Rechte für Menschen mit Behinderungen einsetzten. Im Zuge dieser Bewegung begannen behinderte Wissenschaftler\*Wissenschaftlerinnen sich auch auf theoretischer und wissenschaftlicher Ebene mit diesem Thema auseinanderzusetzen. (Dederich 2007: 17)

### 2.1 Von einer politischen Bewegung zu einer wissenschaftlichen Theorie

Historisch gesehen liegen die Anfänge der *Disability Studies* also in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als sich Behindertenbewegungen in den USA und Großbritannien zu formieren begannen.

In den USA begann sich eine emanzipatorisch orientierte Bewegung mit dem Leitspruch „Nicht über uns ohne uns!“ für mehr Selbstbestimmung einzusetzen. Im Zentrum der Kritik stand die Medizinisierung und Professionalisierung der Behindertenhilfe sowie die politische und soziale Ausgrenzung von behinderten Menschen. Wesentlich für die wachsende Behindertenbewegung war die Erkenntnis, dass viele Schwierigkeiten, mit denen sie regelmäßig konfrontiert waren, weniger auf eine individuelle Beeinträchtigung als auf gesellschaftliche Barrieren und Diskriminierung zurückzuführen waren. Dieses Aufkommen einer politischen Bewegung führte dazu, dass behinderte Wissenschaftler\*innen begannen, das bis dato marginalisierte Thema „Behinderung“ aus ihrer eigenen Sicht zu bearbeiten, und führte schließlich 1982 zur Gründung der *Society for the Study of Chronic Illness, Impairment and Disability*, die später in *Society for Disability Studies* umbenannt wurde. Im Mittelpunkt der interdisziplinären Forschungsrichtung standen die Lebensbedingungen behinderter Menschen im Kontext der gesellschaftlichen Zustände.

In Großbritannien fand zeitgleich eine ähnliche Entwicklung statt. Behinderte Menschen begannen ihre gesellschaftliche Situation als Resultat einer sozialen Unterdrückung zu verstehen und sich gegen diese Marginalisierung zur Wehr zu setzen. Es kam zur Gründung einer Reihe von Behindertenorganisationen. Eine besondere Rolle für die weitere Entwicklung der *Disability Studies* kommt dabei der *Union of the Physically Impaired Against Segregation (UPIAS)* zu, die einen soziopolitischen Begriff von Behinderung entwickelte, der als Grundlage des *sozialen Modells* die weitere Diskussion der *Disability Studies* in Großbritannien prägte. (Dederich 2007: 23f)

Die Aktivisten\*Aktivistinnen und Wissenschaftler\*innen der *Disability Studies* revolutionierten den Begriff *Disability*. Im Allgemeinen impliziert der Begriff *Disability* oder *Behinderung* die Vorstellung von Menschen, die aufgrund eines physischen oder geistigen Defizits nicht in der Lage sind, an gewissen sozialen Aktivitäten „normal“ teilzunehmen. *Disability Studies* hingegen führen die Unmöglichkeit, an sozialen Aktivitäten teilzunehmen, nicht auf eine *individuelle Beeinträchtigung (Impairment)* zurück, sondern auf soziale Barrieren, aufgebaut durch die nicht-behinderte Mehrheitsgesellschaft (Thomas, 2002: 38):

In contrast, DS proponents assert that the inability of people with impairments to undertake social activities is a consequence of the erection of barriers by the non-disabled majority. These social barriers - both physical and attitudinal - limit activity and constrain the lives of people with impairment. In short, these barriers socially exclude and work to oppress those with a socially ascribed impairment. (Thomas, 2002: 38)

Der Begriff „*disability*“ weist also auf eine Art sozialer Unterdrückung hin, folgerichtig beschreibt der Begriff „*disabelism*“ (Thomas 2002: 38) oder „*abelism*“ (Linton 1998: 9) analog zu *sexism*, *racism* etc. eine Diskriminierung von Menschen mit Behinderung. Die Frage der Vergleichbarkeit der *Disability Studies* mit anderen emanzipationsorientierten Bewegungen und Forschungsfeldern, wie den *Gender Studies*, ist Gegenstand akademischer Diskussionen (Vgl. Davis 2006). Tom Shakespeare erläutert in seinem Artikel *The Social Model of Disability* (2006b), warum die Analogie zu anderen marginalisierten Gruppen, die um ihre Rechte kämpfen, nicht haltbar ist:

Die *Disability Studies* und das *Soziale Modell* im Speziellen haben zwar Ähnlichkeiten zu anderen sozialen Bewegungen, wie der Frauenbewegung, der Lesben- und Schwulenbewegung oder zu ethnischen Minderheiten, denn wie sie werden Menschen mit Behinderung mit Vorurteilen konfrontiert und diskriminiert. Der Unterschied liegt in der Tatsache, dass all die anderen genannten Gruppen gleichberechtigt in der Gesellschaft partizipieren können, sind Diskriminierung und Vorurteile einmal überwunden. Im Gegensatz zur Gruppe der Frauen, Lesben, Schwulen oder ethnischen Minderheiten bringt die

Zugehörigkeit zur Gruppe der Menschen mit Behinderung aber auch eine eigene immanente Problematik mit sich. Selbst wenn Diskriminierung und Vorurteile überwunden würden und soziale Barrieren nach Möglichkeit abgebaut würden, blieben noch immer Einschränkungen, die auf die Behinderung an sich zurückzuführen sind. Um eine Emanzipation dieser Gruppe zu erreichen, genügt es nicht, gegen Diskriminierung zu kämpfen, die Gesellschaft muss auch Mittel bereitstellen, um die besonderen Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung zu entsprechen, und Nachteile, die aufgrund der Behinderung bestehen, zu überwinden. Dadurch ist es schwieriger, die Gruppenzugehörigkeit positiv zu belegen, etwa so, wie in der Lesben- und Schwulenbewegung der Begriff *Gay-Pride* für einen selbstbewussten und stolzen Umgang mit der eigenen Identität steht. *Disability-Pride* dagegen ist problematisch, weil *disability* als Konzept immer entweder auf Einschränkungen oder Unvermögen oder auf Unterdrückung und Exklusion verweist. (Shakespeare 2006b: 202)

Die *Disability Studies* als wissenschaftlicher Zweig sehen sich als transdisziplinäre, weit gefächerte Forschungsrichtung. In den Bereich der *Disability Studies* fallen „[...] strikt empirische Arbeiten ebenso wie die Analyse sozialer Realitäten und politischer Rahmenbedingungen sowie die Erforschung der subjektiven Erfahrung behinderter Menschen“ (Dederich 2007: 32). Außerdem nennt Dederich den Einfluss kultureller Bedeutungen und Konzepte auf die Konzeption von Behinderung und deren Relativität als Themen der *Disability Studies* (ebd.). Die *Disability Studies* bilden erstmals eine wissenschaftliche Disziplin, die sich ausschließlich mit der Lebensrealität von Menschen mit Behinderungen befasst:

[...] durch die Etablierung der Disability Studies als eigenständige Wissenschaft zur Analyse und Kritik der historisch und kulturell bedingten gesellschaftlichen Situation Behinderter wurden behindertenbezogene Fragen und Themen zum Herzstück, zum Kern einer ganzen Forschungsrichtung (Dederich 2007: 18)

In seinem Artikel *emancipatory disability research* in *Disability Studies Today* beschreibt Geoff Mercer (2002) vier Grundstrategien der akademischen *Disability Studies*:

1. Das Ersetzen eines individuellen Modells von Behinderung durch ein soziales Modell
2. Die Ablehnung von Neutralität und Objektivität als Kriterien der Wissenschaft und die Unterstützung der politischen Forderungen der Behindertenbewegung
3. Die Umkehrung traditioneller Hierarchien im Forschungsprozess
4. Methodenpluralismus (Mercer 2002: 233)



Diese vier Grundsätze zeigen deutlich die bewusste Verflechtung von wissenschaftlicher Praxis und politischer Bewegung. Zentral ist die Forderung an die Wissenschaft, sich bewusst auf die Seite der sozial unterdrückten Beforschten, und damit die Forschung in den Dienst der politischen Bewegung zu stellen. (Mercer 2002: 229) Auch Simi Linton deklariert in ihrem Werk *Claiming Disability* den doppelten Anspruch der *Disability Studies*, einerseits zum akademischen Diskurs beizutragen und andererseits dem sozialen Wandel verpflichtet zu sein (Linton 1998: 1). In seinem Artikel relativiert Mercer allerdings diese Forderung und kritisiert zu hohe Erwartungen an die Ergebnisse emanzipatorischer Forschung: „Certainly, if disability research is equated solely with grandiose political projects, it will miss many opportunities for a positive impact, including many potentially illuminating small-scale studies“ (Mercer 2002: 238).

Ein Diskussionspunkt in diesem Zusammenhang ist die Frage, ob *Disability Studies* ausschließlich als Wissenschaft behinderter Forscher zu verstehen ist, oder auch für Nichtbehinderte offen sein sollte. Aufgrund der enormen Bandbreite an unterschiedlichsten Behinderungen scheint Shakespeares (2006a) Argument, dass alleine die Tatsache, dass ein\*e Forscher\*in sich selbst zur Gemeinschaft der Behinderten zählt, ihm\*ihr noch keinen besseren Einblick in das Leben anderer Menschen mit Behinderung gibt, überzeugend. Dies wird besonders deutlich am Beispiel der Gruppe der Menschen mit geistiger Behinderung. Es erscheint fragwürdig, dass Forscher\*innen mit eingeschränkter Sehfähigkeit oder physischen Behinderungen per se ein besseres Verständnis für diese Gruppe haben sollen als ein\*e nicht-behinderte\*r Forscher\*innen. (Shakespeare 2006a: 195)

## **2.2 Das soziale Modell**

Wie bereits beschrieben, begannen sich in Großbritannien in den siebziger Jahren verschiedene Behindertenorganisationen zu bilden, die sich für ihre Rechte und gegen Diskriminierung einsetzten. Ein zentrales Thema war ihre Exklusion vom Arbeitsmarkt und die dadurch aufgezwungene Armut. Im Zuge dieser Bewegungen kam es zu einer radikalen Neudefinierung des Wortes *Behinderung (Disability)*. Mit neuen Bedeutungen versehen wurde der Begriff zu einem schlagkräftigen Werkzeug in der Durchsetzung politischer Forderungen. (Thomas 2002: 39)

Eine bedeutende Rolle kommt dabei der *Union of the Physically Impaired Against Segregation (UPIAS)* zu. Sie legte den Grundstein für eine neue Perspektive auf Behinderung indem sie *Disability* 1975 folgendermaßen definierte:

[Disability is] the disadvantage or restriction of activity caused by a contemporary social organisation which takes no or little account of people who have physical impairments and thus excludes them from participation in the mainstream of social activities (UPIAS 1975)

*Behinderung/Disability* ist in dieser Definition also eine Benachteiligung oder Einschränkung in der Beteiligung an Aktivitäten, die durch eine soziale Organisation entsteht, die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderungen gar nicht oder nur wenig berücksichtigt und sie so von der Mehrzahl sozialer Aktivitäten ausschließt. Des Weiteren wird postuliert:

In our view, it is society which disables physically impaired people. Disability is something imposed on top of our impairments, by the way we are unnecessarily isolated and excluded from full participation in society. Disabled people are therefore an oppressed group in society (UPIAS 1975)

Menschen mit Behinderung werden also als unterdrückte Gruppe gesehen und Behinderung folgerichtig als soziale Unterdrückung definiert. In demselben Dokument wird die strikte Trennung und Unterscheidung zwischen *Behinderung/Disability* als soziale Exklusion und *Beeinträchtigung/Impairment* als physische Beeinträchtigung formuliert. Der Schwerpunkt der Behindertenbewegung sowie der wissenschaftlichen Auseinandersetzung liegt dabei auf der sozialen Komponente von *Disability*. Der Kampf gegen Unterdrückung und für den Abbau sozialer Barrieren steht im Mittelpunkt und nicht mehr die Behandlung und Beseitigung individueller Defekte (*Impairments*), wie es traditionell in der Medizin oder Pflegewissenschaft der Fall war und ist (Shakespeare 2006b: 198). Diese neue, sozio-politische Perspektive auf Behinderung veranlasste den Wissenschaftler und Aktivisten Mike Oliver, von einem *sozialen Modell* von Behinderung zu sprechen, welches in der Folge zum Leitmotiv der britischen *Disability Studies* wurde (Thomas 2002: 39f).

Nach Tom Shakespeare (2006b) können drei Bereiche identifiziert werden, in denen sich der Nutzen und Verdienst des *sozialen Modelles* besonders deutlich zeigt:

Erstens war das *soziale Modell* politisch erfolgreich, da es sich leicht verständlich und deutlich für sozialen Wandel ausspricht. Auf diese Weise konnte eine starke Behindertenbewegung aufgebaut und hinter einem gemeinsamen Konzept vereint werden.

Zweitens legt das Modell den Fokus auf gesellschaftliche Transformation und nicht auf individuelle Defizite. Probleme und Schwierigkeiten, die behinderte Menschen erleben, werden auf soziale Unterdrückung, Diskriminierung und Exklusion zurückgeführt. Dieses

Postulat verlagert die moralische Verantwortung auf die Gesellschaft, die aufgerufen ist, Barrieren zu entfernen und Menschen mit Behinderung die Teilnahme am sozialen Leben zu ermöglichen. In Folge dieser Forderung an die Gesellschaft wurden öffentliche Orte und Verkehrsmittel sukzessive barrierefrei und für Behinderte zugänglich gestaltet und 1995 der *Disability Discrimination Act* beschlossen.

Drittens hatte das *soziale Modell* eine positive psychologische Wirkung auf das Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein behinderter Menschen. In der traditionellen Vorstellung war Behinderung immer mit einem individuellen Defizit und persönlicher Beschränkung verknüpft. Menschen mit Behinderung wurde das Gefühl gegeben, selbst an ihrer Situation Schuld zu sein. Diese Auffassung von Behinderung wurde durch das *soziale Modell* revolutioniert, indem das Problem der Behinderung und die Verantwortung vom Individuum auf die behindernde und ausgrenzende Gesellschaft übertragen wurde. Die Gesellschaft muss sich ändern, nicht der behinderte Mensch. (Shakespeare 2006b:199f)

Im Bereich der Wissenschaft verschob sich durch das Aufkommen des *sozialen Modelles* der Fokus der Forschung vom individuellen Umgang mit einer Behinderung und dem Einfluss einer Behinderung auf die Identität auf äußere Faktoren, wie Diskriminierung und Unterdrückung. Neue Themen waren der Einfluss des Kapitalismus auf die Konzeption von Behinderung oder unterschiedliche kulturelle Repräsentationen von Menschen mit Behinderung (Shakespeare 2006a: 30). Die Beziehung zwischen Behinderten und Nicht-Behinderten wird also ins Zentrum gestellt, wobei Benachteiligungen als Konsequenz dieser Beziehung und nicht als durch die individuelle Beeinträchtigung hervorgerufen gesehen werden. Dieses *soziale Modell*, das Behinderung als Resultat sozialer Barrieren begreift, wurde zum Leitmotiv der *Disability Studies* in Großbritannien. (Thomas 2002:40)

Mit diesem neuen Blick auf Behinderung kritisierten die Vertreter der *Disability Studies* das vorherrschende *medizinische Modell* von Behinderung. Behinderung wurde traditionell als medizinische Abweichung und persönliche Tragödie gesehen, die es zu behandeln galt und die in den Zuständigkeitsbereich der Medizin und Pflege fiel. Durch die *Disability Studies* wurde dieses Denksystem erstmals in Frage gestellt und der Fokus auf soziale Verhältnisse, also diskriminierende und unterdrückende Lebensumstände, die das Leben von Menschen mit Behinderung erschwerten, gelegt. (Linton 1998: 11) Dem traditionellen Verständnis von Behinderung als individuelles Defizit und Beeinträchtigung sollte so ein umfassendes theoretisches Konzept entgegengesetzt werden, das mit einem politischen Anspruch, gesellschaftlichen Wandel auszulösen, verknüpft war.

Trotzdem hatte das Aufkommen des *sozialen Modelles* wenig oder keinen Einfluss auf den Blick der westlichen Medizin auf Behinderung. Ähnlich verhält es sich mit den Pflegewissenschaften: Behinderung wird darin weiterhin mit einer individuellen Beeinträchtigung gleichgesetzt, der Fokus liegt auf Behandlung und Anpassung. (Thomas 2002: 40f)

Zu beachten ist allerdings, dass sich kein Autor jemals explizit selbst als Vertreter eines *medizinischen Modells* deklariert hat. Es handelt sich also um eine Fremdzuschreibung beziehungsweise ein Feindbild, das für traditionelle, auf individuellen Beeinträchtigungen basierenden Konzeptionen von Behinderung und für die Dominanz von Gesundheitsfachleuten steht und so zu einem mächtigen Symbol in der Behindertenbewegung wurde. (Shakespeare 2006a: 15ff)

In den vergangenen Jahren wurde das *soziale Modell* auch innerhalb der *Disability Studies* immer wieder kritisch betrachtet. Vor allem das Ignorieren des Erlebens der individuellen Beeinträchtigung (*Impairment*) und die Vernachlässigung von Unterschieden innerhalb der Gruppe der Behinderten wurden beanstandet. Ein weiterer Kritikpunkt ist die Tatsache, dass die Situation außerhalb des westlichen Systems außer Acht gelassen wird. (Vgl. Davis 2006; Mercer 2002; Thomas 2002; Tremain 2006;) Stellvertretend für die zahlreichen kritischen Stimmen innerhalb der *Disability Studies* werde ich hier die Kritik von Tom Shakespeare anführen. Shakespeares Ansatz ist in meinen Augen auch für die Sozialwissenschaften besonders wertvoll, da er die Bedeutung empirischer Forschung erkennt und versucht ein theoretisches Konzept zu entwerfen, das auch im Feld bestehen kann.

## **2.3 Kritik am *sozialen Modell***

Tom Shakespeare ist einer der schärfsten Kritiker des *sozialen Modells* von Behinderung. Als behinderter Wissenschaftler, Aktivist und ehemaliger Verfechter des *sozialen Modelles*, plädiert er nun dafür es aufzugeben. Nach Tom Shakespeare liegt die Schwäche des britischen *sozialen Modells*, als wissenschaftliche Theorie, genau in der Einfachheit, die es als politisches Konzept so effizient macht. Das *soziale Modell* war ursprünglich nicht als wissenschaftliche Theorie sondern als politisches Instrument gedacht, es unterstützt die Ziele der Behindertenbewegung, wie Gleichberechtigung und Inklusion in die Gesellschaft. (Shakespeare 2006a: 34) Als einen Grund für die eingeschränkte Definition von *Disability* sieht er die Autorenschaft einer kleinen Gruppe von Aktivisten, der *Union of the Physically Impaired Against Segregation*, die mehrheitlich weiße heterosexuelle Männer mit

Rückenmarksverletzungen oder anderen körperlichen Behinderungen waren. (Shakespeare, 2006b: 200)

Shakespeare identifiziert vier große Schwachpunkte des *sozialen Modells*, die ich nachfolgend detailliert erläutern werde:

1. Die Verleugnung der Bedeutung der individuellen Behinderung (*Impairment*)
2. Die Vorannahme, Behinderte seien unterdrückt
3. Die uneingeschränkte Trennung von *Disability* und *Impairment*
4. Das Konzept einer barrierefreien Utopie (Shakespeare, 2006b: 200)

Durch die ausschließliche Betonung von *Disability* wird die Bedeutung der individuellen Beeinträchtigung für den Menschen verleugnet. Vor allem für Menschen mit schweren körperlichen oder geistigen Behinderungen ist es aber unmöglich ihre Behinderung zu ignorieren. Nicht nur die „behindernde“ Gesellschaft schließt Behinderte von gewissen Aktivitäten und Beteiligung aus, auch die individuelle Beeinträchtigung kann klare Grenzen setzen. (Shakespeare, 2006b: 200) Dies zeigt sich auch in den Ergebnissen meiner eigenen Feldforschung. Im Verlauf der informellen Gespräche und Interviews nannten meine Informanten\*Informantinnen neben externen Faktoren, wie zum Beispiel den Regeln der Dorfgemeinschaft, auch individuelle Einschränkungen als Gründe für die Unmöglichkeit, gewisse Aktivitäten mit Freunden auszuüben (vgl. 6/86). Im Alltag haben also beide, *Disability* und *Impairment*, Auswirkungen auf das Leben behinderter Menschen.

Die Bewertung von Behinderung als gemeinsam geteilte Erfahrung von Unterdrückung macht außerdem behinderungs-spezifische Ansätze und Organisationen problematisch. Dabei ist es offenkundig, dass Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen auch unterschiedliche Erfahrungen machen und unterschiedliche Bedürfnisse haben. Wie ich in der Diskussion meiner Ergebnisse genauer ausführen werde, bestätigt meine Forschung auch diesen Kritikpunkt Tom Shakespeares.

Des Weiteren führt die Fokussierung auf soziale Barrieren zu einem Versäumnis, medizinische Anstrengungen, das Leben behinderter Menschen zu erleichtern, anzuerkennen. Die Verleugnung der individuellen Beeinträchtigung im sozialen Modell zeigt sich auch in ihrer Begrifflichkeit: Der Begriff *behinderte Menschen (disabled people)* wird benutzt, um zu betonen, dass die Person von der Gesellschaft behindert wird. Die Bezeichnung *Menschen mit Behinderung (people with disabilities)* wird hingegen abgelehnt, da sie eine Behinderung als individuelle Beeinträchtigung impliziert. (Shakespeare 2006a: 31f) Die Vernachlässigung von

*Impairment* im Rahmen des *sozialen Modells* wird auch von einer Reihe weiterer Vertreter der *Disability Studies*, und selbst innerhalb des *sozialen Modells* kritisiert (vgl. Thomas 2002; Davis 2006). Tom Shakespeare argumentiert, dass Behinderung erst aus der komplexen Interaktion biologischer, psychologischer, kultureller und sozio-politischer Faktoren entsteht. (Shakespeare 2006a: 38)

Der zweite Kritikpunkt ist die Vorannahme, Menschen mit Behinderung seien unterdrückt. Durch die Definition von *Disability* als Unterdrückung wird nicht danach gefragt, ob und in welchen Situationen Behinderte unterdrückt werden, sondern nur in welchem Ausmaß sie Opfer von Unterdrückung sind. Dies impliziert die Unmöglichkeit, in einer wissenschaftlichen Forschung, die diesem Modell folgt, Behinderte (*disabled people*) zu finden, welche keiner Unterdrückung ausgesetzt sind. (Shakespeare, 2006b: 201)

Dritter Kritikpunkt ist die Trennung zwischen *Behinderung/Disability* als sozial geschaffene Unterdrückung und *Beeinträchtigung/Impairment* als biologisch und individuell definierte Tatsache. *Impairment* wird erst durch die Behinderung durch die Gesellschaft zu einem Problem. Bei näherer Betrachtung ist diese strikte Trennung schwer zu halten. Shakespeare stellt fest: „There can be no impairment without society, nor disability without impairment“ (Shakespeare 2006a: 34). Die Feststellung, dass eine individuelle Beeinträchtigung (*Impairment*) nicht vom sozialen Kontext getrennt betrachtet werden kann, wird durch drei Punkte untermauert: Erstens ist eine Beeinträchtigung (*Impairment*) notwendig, um eine Behinderung (*Disability*) durch soziale Barrieren zu erleben. Ohne Verbindung zu einer Beeinträchtigung (*Impairment*) wird Behinderung (*Disability*) zu einem weiten Begriff, der jede Form sozialer Einschränkung beschreibt. Zweitens wird eine individuelle Beeinträchtigung häufig durch soziale Gegebenheiten hervorgerufen, zum Beispiel durch Armut, Unterernährung und Krieg oder sie wird durch gesellschaftliche Einflüsse verschlimmert. Drittens bestimmt die Art und Weise, wie eine Gesellschaft *Behinderung* definiert, wer in diese Kategorie eingeordnet wird. *Impairment/Beeinträchtigung* muss also immer auch sozial betrachtet werden und *Disability/Behinderung* als mit der individuellen Beeinträchtigung verflochten gesehen werden. (Shakespeare 2006a: 34f) Die Analogie der Dualität von sozial geschaffener *Disability* und biologischem *Impairment* zu feministischen Debatten über die Trennung von *Sex* und *Gender* ist auffallend. Vertreter\*innen des Feminismus kommen immer mehr von dieser Trennung ab, da diese impliziert, dass *Sex* kein soziales Konzept sei. Ähnlich kann argumentiert werden, dass *Impairment* ebenfalls als soziales Konzept gesehen werden muss. (Thomas 2002: 50f) Besonders in empirischen Studien ist die Trennung von Behinderung und Beeinträchtigung schwer aufrecht zu erhalten,

da für Menschen mit Behinderungen sowohl die sozialen Barrieren als auch die körperlichen Einschränkungen im alltäglichen Leben zusammenspielen: „In practice it is the interaction of individual bodies and social environments which produces disability.“ (Shakespeare, 2006b: 201)

Schließlich kritisiert Shakespeare das Konzept einer Barriere-freien Utopie, die im *sozialen Modell* mit dem Ende von Behinderung gleichgesetzt wird. Allerdings ist es unmöglich eine Barriere-freie Umwelt für alle umzusetzen. Einerseits wären da natürliche Hindernisse wie Berge oder Strände, die zum Beispiel für Rollstuhlfahrer\*innen unmöglich zu bewältigen sind, oder Sonnenuntergänge beziehungsweise Vogelgesänge, die für blinde beziehungsweise gehörlose Menschen nicht erfahrbar sind. Andererseits lassen sich selbst in artifiziellen Umgebungen Räume nicht für alle Behinderungen barrierefrei gestalten, da sich die Bedürfnisse häufig widersprechen. So bevorzugen blinde Menschen Stufen, gut definierte Gehsteigkanten und Straßenbelag, während Rollstuhlfahrer\*innen Rampen, abgeflachte Gehsteigkanten und glatte Oberflächen brauchen. Noch schwieriger wird es, eine barrierefreie Umgebung für Menschen mit geistiger Behinderung bereitzustellen. In einer Umwelt, in der die Fähigkeit lesen und schreiben zu können unabdingbar ist, ist eine Teilhabe an vielen Bereichen des öffentlichen Lebens für Menschen ohne diese Fähigkeiten nur schwer vorstellbar. (Shakespeare 2006b: 201f) Diese Aussage Shakespeares ist auch für die Bewohner\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft zutreffend. Meine Informanten\*Informantinnen wären aufgrund ihrer kognitiven Beeinträchtigungen selbst nach einem maximalen Abbau von Barrieren nicht in der Lage, ihr Leben selbstständig zu gestalten. In der Diskussion der Ergebnisse meiner Forschung werde ich genauer auf diese Diskrepanzen zwischen der Lebensrealität von Menschen mit geistigen Behinderungen und Konzepten der *Disability Studies* eingehen.

Das *soziale Modell* wird also durch eine strikte Trennung von Beeinträchtigung (*Impairment*) und Behinderung (*Disability*) charakterisiert, wobei davon ausgegangen wird, dass Behinderung durch einen sozialen Wandel und den Abbau von Barrieren behoben werden kann. Die Rolle, die eine individuelle Beeinträchtigung im Leben eines behinderten Menschen spielt, wird dabei übergangen. Shakespeare dagegen postuliert, dass viele Beeinträchtigungen per se einen benachteiligenden Einfluss auf das Leben von Menschen mit Behinderungen haben: „My claim is that, even in the most accessible world there will always be residual disadvantage attached to many impairments“ (Shakespeare 2006a: 50). Ohne Zweifel gibt es eine Notwendigkeit und moralische Verpflichtung, die Inklusion von

Menschen mit Behinderungen möglich zu machen und zu unterstützen. Shakespeares Argumentation sowie die Ergebnisse meiner eigenen Forschung zeigen aber deutlich, dass die Entfernung von Barrieren alleine allerdings nicht ausreichen wird. Den konkreten Beitrag meiner Feldforschung zu diesen theoretischen Diskussionen werde ich im Kapitel zur Analyse und Interpretation der Ergebnisse genauer erläutern.

## 2.4 Behinderung als komplexe Interaktion

Tom Shakespeare belässt es nicht bei seiner Kritik am *sozialen Modell*, sondern schlägt einen neuen Weg der Analyse von Behinderungen vor. Dieser soll sowohl für die Wissenschaft als auch für behinderte Menschen selbst von Wert sein. Ein besonderes Augenmerk wird auch darauf gelegt, die Gruppe der Menschen mit geistiger Behinderung mit einzubeziehen (Shakespeare 2006a: 1). Shakespeare nimmt dabei eine Perspektive des *Kritischen Realismus* (*critical realism*) ein, um der Komplexität der sozialen Welt gerecht zu werden:

Critical realism means the acceptance of an external reality: rather than resorting to relativism or extreme constructionism, critical realism attends to the independent existence of bodies which sometimes hurt, regardless of what we may think or say about those bodies. Critical realists distinguish between ontology (what exists) and epistemology (our ideas about what exists). They believe that there are objects independent of knowledge: labels describe, rather than constitute, disease (Shakespeare 2006a: 54)

Aus dieser Perspektive wird *Impairment* also als eine Tatsache begriffen, die unabhängig von unterschiedlichen kulturellen Vorstellungen von *Disability* seit jeher existiert hat. *Disability* wird holistisch als ein Zusammenspiel von individuellen und strukturellen Faktoren definiert. Ein ähnlicher Ansatz wurde im selben Jahr auch von Roy Bhaskar und Berth Danermark in ihrem Artikel *Metatheory, Interdisciplinarity and Disability Research: A Critical Realist Perspective* (2006) vertreten. Shakespeare betont wie Bhaskar und Danermark, dass sich eine kritisch realistische Perspektive durch die Überwindung reduktionistischer Sichtweisen auszeichnet, die sowohl dem *sozialen* als auch dem *medizinischen Modell* inhärent sind. *Kultureller Reduktionismus*, der Behinderung alleine durch kulturelle Mechanismen zu erklären sucht, soll dabei ebenso vermieden werden wie *ökonomischer Reduktionismus*, der Behinderung durch sozio-ökonomische Mechanismen erklärt, oder *biologischer Reduktionismus* der sich auf biologische Erklärungen beschränkt (Bhaskar, Danermark 2006: 281).



Das Erleben von Behinderung durch eine Person ergibt sich aus der Verbindung von intrinsischen Faktoren und äußeren Faktoren, die dem Umfeld zuzurechnen sind. Zu den inneren Faktoren zählt Shakespeare die Art und Schwere der Behinderung, die persönliche Einstellung dazu, sowie individuelle Qualitäten und Fähigkeiten. Nicht zuletzt spielt die Persönlichkeit eine wichtige Rolle. Zu den kontextuellen Faktoren gehören die Reaktionen und Einstellungen der Mehrheitsgesellschaft, das behindernde oder unterstützende Umfeld, sowie kulturelle, soziale und ökonomische Faktoren, die das Leben von Menschen mit Behinderung in einer Gesellschaft betreffen. (Shakespeare 2006a: 55f) Im Gegensatz zum *sozialen Modell* wird *Disability* nicht als Unterdrückung oder durch soziale Barrieren definiert, ebenso wenig wird Behinderung, wie im *medizinischen Modell*, rein durch die individuelle Beeinträchtigung erklärt. Erst die Kombination von *Impairment* mit einem bestimmten Umfeld in einem sozio-kulturellen Kontext erzeugt das Erleben von Behinderung: „people are disabled by society and by their bodies“ (Shakespeare 2006a: 56).

Ein besonderer Vorteil dieses Modelles ist es, dass es die Vielfalt unterschiedlicher Behinderungen und damit auch die verschiedenartigen Bedürfnisse behinderter Menschen anerkennt. Besonders wichtig ist dies in Bezug auf Menschen mit geistigen Behinderungen und damit auch für meine eigene empirische Forschung. Shakespeare erkennt, dass die Ziele der Behindertenbewegung, wie Menschenrechte, *Independent Living* und das Entfernen von Barrieren, für bestimmte Personen keine Verbesserung ihrer Lebensumstände bedeuten, da ihre (intellektuelle) Beeinträchtigung an sich zu einschränkend wirkt. Dagegen erleben Personen mit leichteren Behinderungen Einschränkungen vor allem durch Barrieren und die Reaktionen anderer und weniger durch ihre individuelle Beeinträchtigung (*Impairment*). Dieses Einbeziehen des gesamten Spektrums von Behinderung und die Akzeptanz von *Disability* und *Impairment* als gleichermaßen bedeutende Faktoren ermöglichen es, verschiedene Wege beziehungsweise eine Kombination verschiedener Wege zu beleuchten, die eine Verbesserung der Lebensqualität behinderter Menschen bedeuten könnten. (Shakespeare 2006a: 60f) Dies inkludiert sowohl Therapien und medizinische Interventionen, als auch Maßnahmen gegen Diskriminierung sowie das Entfernen sozialer Barrieren.

In den beiden traditionellen Modellen von Behinderung wurde *Impairment* entweder als persönliche Tragödie betrachtet (*medizinisches Modell*) oder vernachlässigt und abgelehnt (*soziales Modell*). In seinem neuen Ansatz wählt Shakespeare einen Mittelweg, indem er *Impairment* als eine Schwierigkeit und Herausforderung (*Predicament*) begreift. Er argumentiert, dass Behinderung nicht neutral gesehen werden kann, da *Impairment* in den meisten Fällen neben einer eingeschränkten Beteiligung an sozialen Aktivitäten auch

Schmerzen und körperliche Beschränkungen mit sich bringt. Shakespeare betont, dass dieses Verständnis von individueller Beeinträchtigung (*Impairment*) nicht mit einer Abwertung behinderter Menschen gleichzusetzen sei. Sie mögen nicht behinderten Personen in den Bereichen Gesundheit und Funktion unterlegen sein, sind aber gleichwertig in ihrem Wert und im Bereich der Menschenrechte. Shakespeare schlägt eine Brücke zwischen behinderten und nicht behinderten Menschen, indem er vorschlägt, *Impairment* als ein universelles Phänomen zu betrachten, da die meisten Menschen im Verlaufe ihres Lebens eine Behinderung erfahren und jeder Mensch Beschränkungen und Verletzlichkeiten erlebt. (Shakespeare 2006a: 63f)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Shakespeares Vorschlag, Behinderung holistisch als Interaktion individueller und struktureller Faktoren zu begreifen, einen wichtigen Beitrag zum besseren Verständnis des Phänomens Behinderung leisten kann. Besonders hervorzuheben ist die Berücksichtigung der enormen Bandbreite unterschiedlicher Formen von Behinderung und die explizite Inklusion von Menschen mit geistigen Behinderungen. Dieses Erfassen des gesamten Spektrums sowie die Akzeptanz von *Impairment* als bedeutenden Faktor individuellen Erlebens machen diesen theoretischen Ansatz besonders wertvoll für die empirische Forschung.

Die historische Bedeutung der Neudefinition von Behinderung durch das *soziale Modell*, sowie sein Wert als politisches Instrument der Behindertenbewegung bleiben allerdings unbestritten.

## **3. Die empirische Forschung**

### **3.1 Die Methoden der Forschung**

In folgendem Teil werde ich die Methoden vorstellen, die ich zur Durchführung der vorliegenden Feldforschung verwendet habe. Ich möchte mit einen Überblick über sozialwissenschaftliche Methoden und ihre unterschiedlichen Eigenschaften beginnen, um meine Methodenwahl zu erklären. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den qualitativen Methoden, wobei ich auf die von mir gewählten Methoden der Datenerhebung (teilnehmende Beobachtung und problemzentrierte Interviews) und der Datenauswertung (qualitative Inhaltsanalyse) genauer eingehen werde.

#### **3.1.1 Sozialwissenschaftliche Methoden**

Die Methoden der sozialwissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung lassen sich in zwei unterschiedliche Kategorien einordnen, in die qualitativen und in die quantitativen Methoden. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden ist in erster Linie am Grad der Standardisierung ihrer Methoden festzumachen. Die beiden methodologischen Richtungen stehen sich jedoch nicht gegensätzlich gegenüber, sie können in der Forschung als sich ergänzend betrachtet und kombiniert werden. (Lamnek 2005: 5)

Bezeichnend für quantitative Methoden ist ihr Anspruch, Ergebnisse zu erzielen, die statistisch auswertbar und vergleichbar sind. Dadurch ergibt sich die Notwendigkeit einer standardisierten Methode der Datengewinnung, wie dies zum Beispiel bei Fragebögen der Fall ist. (Flick, Kardorff, Steinke, 2003: 25). Allerdings werden bei diesem Vorgehen Aspekte leicht übersehen, die eine wichtige Rolle in der komplexen Realität der Akteure im Feld spielen, aber nicht in den Fragebögen aufgelistet sind.

Dem gegenüber sind methodologische Offenheit und Nähe zum Subjekt charakteristisch für qualitative Methoden. Diese Merkmale führen zu deskriptiven Daten und der Suche nach einem tieferen Verständnis für die zu erforschenden Gruppen. Nach Girtler ist es „entscheidend für die Gültigkeit - und folglich auch für die Zuverlässigkeit [einer Forschung] -, daß [sic!] man versucht, die empirische soziale Welt so darzustellen, wie sie für die Untersuchten (!) tatsächlich existiert, und nicht so, wie der Forscher sie sich vorstellt.“ (Girtler, 2001: 50) Diese Ansicht impliziert die Annahme, dass erhobene soziale Tatsachen

nur im Rahmen der Alltagswelt und der Interpretationsweisen der zu erforschenden Gruppe zu verstehen sind. Außerdem bedeutet sie eine Kritik an den quantitativen Methoden, die den individuellen Hintergrund, der der Bedeutung sozialer Phänomene zugrunde liegt, außer Acht lassen. (Lamnek 2005: 6f)

Der Gegensatz zwischen quantitativen und qualitativen Methoden lässt sich also folgendermaßen zusammenfassen: Während quantitative Methoden vor allem auf Vergleichbarkeit und Repräsentativität ausgelegt sind und deshalb einem vorgegebenen Erhebungsschema folgen müssen, versuchen die qualitativen Methoden die Alltagswelt der Beforschten und deren subjektive soziale Bedeutungen zu erfassen.

Optimaler Weise wird diesem Anspruch, tatsächlich die reale Alltagswelt darzustellen, mit einer Methoden-Triangulation begegnet. Triangulation bedeutet in der Sozialwissenschaft die Kombination mehrerer (mindesten zweier) Blickwinkel auf das Forschungsfeld, mit dem Ziel, die Validität der gesammelten Daten bzw. der Ergebnisse zu erhöhen.

Triangulation ist in folgenden vier unterschiedlichen Formen möglich:

- Erstens die Daten-Triangulation, die eine Kombination verschiedener Datensorten aus verschiedenen Quellen bezeichnet wie die Kombination visueller und verbaler Daten (z.B. Daten aus der Verwertung von Filmen und Interviews zum selben Thema).
- Zweitens die Investigator-Triangulation, die den Einsatz mehrerer Forscher\*innen meint. Jede\*r Forscher\*in bringt sein persönliches Vorwissen und seine persönlichen Vorannahmen ins Feld. Die Zusammenarbeit mehrerer Forscher\*innen dient dazu, diese subjektive Sichtweisen zu überprüfen und gegebenenfalls zu korrigieren und so den Einfluss dieser Vorannahmen auf die Ergebnisse der Forschung zu minimieren.
- Drittens die Theorien-Triangulation, die die Betrachtung des Feldes aus mehreren theoretischen Perspektiven kennzeichnet und
- viertens die methodologische Triangulation, die eine Kombination unterschiedlicher Methoden zur Untersuchung des Forschungsgegenstandes meint. Dabei können sowohl qualitative mit quantitativen, als auch die Methoden einer Richtung untereinander verknüpft und kombiniert werden. Zentral ist, dass die gewählten Methoden als gleichwertig angesehen werden. (Flick, 2003: 309ff)

Zur Durchführung der Feldforschung, die der vorliegenden Arbeit zugrunde liegt, habe ich auf eine solche Methoden-Triangulation zurückgegriffen, nämlich eine Kombination aus teilnehmender Beobachtung und qualitativem Leitfaden Interview. Diese beiden Methoden, sowie die jeweils daraus gewonnen Daten, sind in meiner Feldforschung als gleichwertig zu betrachten. Wie ich im Kapitel zur teilnehmenden Beobachtung ausführen werde, eignet sich diese Methode besonders gut um in das Alltagsleben der zu erforschenden Gruppe einzutauchen und ihre eigene Sicht auf das soziale Gefüge kennenzulernen. Qualitative Interviews unterstützen und präzisieren diese Einblicke und klären offene Fragen.

Ein weiteres Argument zur Auswahl der Methoden war ihre Machbarkeit. Schon die Wahl des Themas und des Forschungsfeldes bringen eine Reihe an Einschränkungen mit sich. Die offensichtlichste Einschränkung bildet die Tatsache, dass nur einige wenige Mitglieder der beforschten Gruppe in der Lage sind und waren, sich verbal verständlich auszudrücken.

Konkret sind zwei Bedingungen Voraussetzung für Erhebungen, die sich auf verbale Äußerungen beziehen: Einerseits die physische Fähigkeit zu sprechen, andererseits das kognitive Vermögen Fragen zu verstehen und sinnbringend zu beantworten. Diese Vorbedingungen erfüllten nur eine kleine Anzahl von Personen in annähernd ausreichender Weise. Trotzdem war es mir wichtig, die subjektive Sichtweise der Beforschten in den Mittelpunkt zu stellen und ihre Alltagswelt aus ihrem eigenen Blickwinkel zu verstehen.

Die Entscheidung für die qualitativen Methoden der teilnehmenden Beobachtung und der problemzentrierten Interviews erfolgte also einerseits aus der Überzeugung, dass es wichtig und notwendig ist den Alltag von Menschen mit geistiger Behinderung aus ihrer eigenen Sicht darzustellen und andererseits als Folge der speziellen Bedingungen im Feld. Zu diesen besonderen Erfordernissen gehörte sowohl die Notwendigkeit, längere Zeit permanent im Feld anwesend zu sein, um Vertrauensverhältnisse aufbauen zu können und die Informanten und Informantinnen besser einschätzen zu können, als auch die Bereitschaft, Interviews vollkommen offen zu führen, da es häufig nicht möglich war bei einem Thema zu bleiben.

In folgendem Abschnitt werde ich die qualitativen Methoden näher erklären.

### 3.1.2 Die qualitativen Methoden

Qualitative Forschung hat den Anspruch Lebenswelten „von innen heraus“ aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben. Damit will sie zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) beitragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam machen (Flick, Kardorff, Steinke, 2003: 14)

Qualitative Methoden verlangen eine sowohl zeitlich als auch inhaltlich intensive Auseinandersetzung mit dem Forschungsfeld. Durch diese Intensität, sowie durch die Offenheit der Methoden kann der oder die Forscher\*in zu einem umfassenden und konkreten Bild der sozialen Wirklichkeit der Akteure im Feld gelangen.

Nach Flick, Kardorff und Steinke lässt sich diese soziale Wirklichkeit „als Ergebnis gemeinsam in sozialer Interaktion hergestellter Bedeutungen und Zusammenhänge verstehen“ (Flick, Kardorff, Steinke, 2003: 20), nach denen die Personen ihr Handeln ausrichten. Das bedeutet, dass die Akteure\*Akteurinnen eines Feldes gemeinsam geteilte Bedeutungen besitzen, die allerdings nicht festgeschrieben sind, sondern welche ständig prozesshaft im Alltäglichen sozial konstruiert werden. Dadurch ergibt sich ein starkes Interesse an Alltagssituationen und Alltagswissen der beforschten Lebenswelt. (Flick, Kardorff, Steinke, 2003: 20) Qualitative Methoden, wie teilnehmende Beobachtung und qualitative Interviews ermöglichen es dem\*der Forschenden, besonders nahe an die subjektive Perspektive der Beforschten zu gelangen.

Neben der bereits erwähnten Offenheit der Forschung wird die Bedeutung des Prozesscharakters qualitativer Sozialforschung betont, die als Interaktionsbeziehung zwischen den zu Beforschenden und dem Forscher oder der Forscherin zu sehen ist. Das bedeutet, dass soziale Wirklichkeiten zwischen diesen Beiden ausverhandelt werden und subjektive Perspektiven und Interpretationen Eingang in die Ergebnisse der Forschung finden. Die Beziehung zwischen Forscher\*in und den Beforschten, sowie die erkannten sozialen Phänomene und Deutungsweisen werden dabei als prozesshaft und veränderlich gesehen. Die Forschung findet dabei in der tatsächlichen natürlichen Umwelt der sozialen Gruppe statt. (Lamek 2005: 22ff)

Wolff plädiert für eine progressive Feldzugangsstrategie, womit ein Ablauf gemeint ist der vom Allgemeinen zum Speziellen geht. Zu Beginn der Forschung geht es also vor allem um die Orientierung im Feld und die Gestaltung des Forschungsprozesses. Im weiteren Verlauf orientiert sich der\*die Forscher\*in an den praktischen Umständen und Möglichkeiten direkt im Feld, wobei Fragestellungen und Forschungsdesign nochmals überprüft und

gegebenenfalls umformuliert werden. Erst danach werden einzelne Themen konkreter bearbeitet. (Wolff, 2003: 248)

Kritische Reflexion ist ein wichtiger Bestandteil qualitativer Forschung. Jeder Forschende geht mit einem gewissen Vor- bzw. Hintergrundwissen ins Feld, das unweigerlich seine Perspektive prägt. Dieses Wissen und seine Auswirkungen können nicht vollkommen ausgeblendet werden, sollten aber geklärt und reflektiert werden. So kann der Forschende seine Perspektive erkennen und in der Forschung berücksichtigen. (Honer, 2003: 197)

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich die qualitativen Methoden durch ihre Nähe zum Subjekt und ihre Offenheit auszeichnen. Sie ermöglicht es dem\*der Forscher\*in, in die Alltagswelt der sozialen Gruppe einzutauchen. Dabei beginnt er\*sie mit einer allgemeinen Orientierung im Feld, um danach speziell auf relevante Themen einzugehen.

Eine Methode der qualitativen Forschung, die ich in meiner Forschung eingesetzt habe, ist die teilnehmende Beobachtung. Deshalb möchte ich sie an dieser Stelle genauer beschreiben und als eine spezielle Form der allgemeinen Methode „Beobachtung“ einordnen.

### **3.1.3 Die teilnehmende Beobachtung**

Die Beobachtung im Allgemeinen ist eine Möglichkeit, um als Forscher\*in an der Alltagswelt der beforschten sozialen Gruppe teilzuhaben:

Die Methode der sozialwissenschaftlichen Beobachtung [lässt sich] als ein Verfahren definieren, durch welches der Beobachter sinnlich wahrnehmbares Handeln erfassen will. Er selbst verhält sich bei der Beobachtung gegenüber dem zu Beobachtenden grundsätzlich passiv (was aber nicht heißt, daß [sic!] er nicht auf das Handeln in der betreffenden Gruppe einwirkt, s.u.), wobei er gleichzeitig versucht, seine Beobachtung im Sinne seiner Fragestellung zu systematisieren und den Beobachtungsvorgang kritisch hinsichtlich einer Verzerrung durch seine Perspektive zu prüfen (Girtler, 2001: 61)

Der\*die Forscher\*in nimmt also am Leben der sozialen Gruppe teil, die er\*sie erforschen will, durch Beobachtung versucht er\*sie, Wissen über die Gruppe zu akkumulieren. Es braucht eine intensive Auseinandersetzung mit einer sozialen Gruppe, um sich in ihr Denken und Handeln einzufühlen und zu lernen, ihre Lebenswelt auf ihre eigene Art zu verstehen und zu interpretieren. „Verstehen“ ist nach Soeffner jener Vorgang, „der einer Erfahrung Sinn verleiht“ (Soeffner, 2003: 165). Nach Girtler (2001: 39f) bezeichnet der Begriff *Lebenswelt* die vertraute Welt alltäglicher Erfahrungen der handelnden Menschen, in der sie sich aufgrund von Erfahrung orientieren. Die *Lebenswelt* wird nicht in Frage gestellt, sie ist als

[...] öffentliche Welt, die uns allen gemeinsam ist, zu verstehen, nämlich als eine „intersubjektive Welt“. Das heißt, wir begegnen unseren Mitmenschen nicht nur innerhalb der uns vorgegebenen Lebenswelt, sondern es gilt uns auch als selbstverständlich, daß [sic!] sie sich in derselben Welt befinden und mit denselben Wertgegenständen zu tun haben wie wir. (Girtler, 2001: 39)

Eine soziale Gruppe teilt also eine bestimmte Alltagswelt in der die einzelnen Individuen davon ausgehen können, dass gewisse Handlungen von allen anderen Mitgliedern auf dieselbe Weise interpretiert werden.

Girtler (2001: 61f) unterteilt die Methode der Beobachtung in vier Gegensatzpaare: direkte und indirekte, offene und verdeckte, teilnehmende und nichtteilnehmende, sowie strukturierte und unstrukturierte Beobachtung:

- Direkte Beobachtung meint die tatsächliche Beobachtung menschlichen Handelns, während indirekte Beobachtung von beobachteten Auswirkungen auf das Handeln schließt.
- Offene versus verdeckte Beobachtung bezeichnet die ethische und strategische Frage, ob sich der oder die Forschende zu erkennen gibt und ihre Motive und Interessen offenlegt. Vor allem Gründe der Fairness sprechen gegen eine verdeckte Ermittlung, außerdem kann es zu einem Vertrauensverlust und großem Schaden für die Forschung kommen, wird die Rolle der Forscherin oder des Forschers im Laufe der Beobachtung aufgedeckt. (Girtler, 2001: 77)
- Während der Forscher oder die Forscherin bei der teilnehmenden Beobachtung direkt in den Handlungsprozess eingebunden ist, steht der\*die Beobachtende bei der nichtteilnehmenden Beobachtung außerhalb der zu beobachtenden Situation.
- Die teilnehmende Beobachtung kann entweder als strukturierte oder unstrukturierte „freie“ Beobachtung durchgeführt werden. Im ersten Fall versucht der\*die Beobachtende, seine\*ihre Beobachtungen mit Hilfe eines systematischen Erhebungsplans zu standardisieren. Im zweiten Fall hat der\*die Beobachtende einen größeren Spielraum, da keine Beobachtungsschemata vorgegeben sind. „Die „freie“ Beobachtung bietet also die Möglichkeit, komplexe Situationen und Handlungsprozesse beinahe unbeschränkt zu erfassen, während bei der „strukturierten“ Beobachtung die zu beobachtenden Verhaltensweisen eng begrenzt und umschrieben sind. (Girtler, 2001: 62)

Für meine eigene Feldforschung habe ich eine solche Form der „freien“ Beobachtung gewählt. Vor allem während der ersten Phase im Feld habe ich versucht, mich erst sehr



allgemein an der sozialen Struktur zu orientieren und mich in diese einzufügen. Während der gesamten Forschung war mein Anspruch, möglichst offen mit Impulsen aus dem Feld umzugehen, Themen der Beforschten aufzugreifen und ihre subjektive Bedeutung zu verstehen.

Die Möglichkeiten der Intensität der Teilnahme reichen vom reinen Beobachten bis hin zum vollständigen Partizipieren am Leben der beforschten sozialen Gruppe. Girtler (2001:64f) plädiert für ein aktives „Sich-integrieren“, um von der betreffenden Gruppe als Gruppenangehöriger akzeptiert zu werden und sich in ihrer Alltagswelt zurechtzufinden. Dabei ist es von großer Bedeutung, die Beobachtung durchgehend über einen längeren Zeitraum durchzuführen, um Vertrauensverhältnisse aufzubauen und sich ein umfassendes Bild über das alltägliche Wissen und Handeln der beforschten Akteure zu machen. (Lüders, 2003: 391)

Eine derartige längere Teilnahme ist nur möglich, wenn der Ethnograph in der Lage ist, sich den jeweiligen situativen Gegebenheiten anzupassen. Dies impliziert auch, dass er in der Lage sein muss, sein methodisches Vorgehen anzupassen und die Balance zwischen Erkenntnisinteressen und situativen Anforderungen aufrechtzuerhalten. [...] So erweist sich die Forschungspraxis als im hohen Maß milieu- und situationsabhängig, geprägt durch die beteiligten Subjekte ihre Lebensformen und -bedingungen und die Unwägbarkeiten des Alltags. (Lüders, 2003: 393)

In meiner eigenen Feldforschung war es wesentlich, sich als Forscherin spontan auf situative Erfordernisse und Gegebenheiten einzustellen und danach zu handeln. Die Position der Praktikantin war eine gute Möglichkeit für mich, für einen bestimmten Zeitraum, in sozial adäquater Art und Weise, in die soziale Gruppe (in meinem Fall die Gesamtheit der Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft Breitenfurt) integriert zu werden.

Ein besonderes Dilemma der teilnehmenden Beobachtung stellen Rollenkonflikte im Feld dar. Einerseits muss der\*die wissenschaftliche\*r Beobachter\*in eine gewisse Distanz und Unvoreingenommenheit bewahren, andererseits muss er sich in die Alltagswelt integrieren und „sozial verträglich“ handeln. (Lüders 2003: 386) Dieser Konflikt zwischen wissenschaftlichem Interesse und der Notwendigkeit, sich adäquat im Sinne der Rolle zu verhalten, die man im Feld verkörpert, trat auch in meiner eigenen Forschung auf. Als konkretes Problem stellte sich die Frage der Egalität heraus. Girtler (2001: 126) betont, wie zentral eine egalitäre Beziehung zwischen Forscher\*in und Beforschten ist. In meiner Rolle als Praktikantin stand ich jedoch in den Machtbeziehungen der Dorfgemeinschaft in gewisser Weise über den Beforschten, da ich eine Autoritätsposition einnahm. Diese Ungleichheit

konnte im Rahmen meiner Forschung nicht vollkommen überwunden werden, auch wenn es mir gelungen ist zu vielen Betreuten freundschaftliche Beziehungen aufzubauen.

Eine weitere Herausforderung stellt das schriftliche Festhalten der Beobachtungen im Feld in Beobachtungsprotokollen oder Feldnotizen dar. Lüders beschreibt diese Tätigkeit als einen Transformationsprozess oder eine „rekonstruierende Konservierung“, bei der erinnerte Beobachtungen zusammengefügt werden. Das bedeutet, dass solche verschriftlichte Beobachtungen nicht als exakte Konservierung der tatsächlichen Handlungen und Interaktionen im Feld gesehen werden können. Sie stellen vielmehr beschriebene Erinnerungen dar, die als Ergebnis eines Reflexions- und Ordnungsprozesses des Autors oder der Autorin zu betrachten sind. (Lüders, 2003: 396f)

Lüders unterscheidet folgende Phasen der teilnehmenden Beobachtung:

[...] die Phase der Problemdefinition, der Kontaktaufnahme, des Feldeinstiegs, der Etablierung einer Feldrolle und ihre Aufrechterhaltung, des Erhebens und Protokollierens von Daten, des Ausstiegs aus dem Feld und schließlich der Auswertung, der theoretischen Verarbeitung und Veröffentlichung der Ergebnisse (Lüders 2003: 386)

Wie dieser Vorgang in meiner Forschung abgelaufen ist, wird im Kapitel zur empirischen Forschung beschrieben.

Die teilnehmende Beobachtung ist also eine Methode, um als Forscher\*in an der Alltagswelt der sozialen Gruppe teilzunehmen und deren subjektive Sichtweisen verstehen zu lernen. Besondere Herausforderungen sind der Umgang mit Rollenkonflikten im Feld sowie die Verschriftlichung der gemachten Beobachtungen.

Als Ergänzung zur teilnehmenden Beobachtung habe ich die Methode des problemzentrierten Interviews gewählt. In folgendem Abschnitt möchte ich diese Methode genauer vorstellen und in der Gesamtheit der qualitativen Interviews verorten.

### **3.1.4 Qualitative Interviews**

Nach Hopf dienen qualitative Interviews „der Ermittlung von Expertenwissen über das jeweilige Forschungsfeld, der Erfassung und Analyse der subjektiven Perspektiven der Beobachteten oder Erhebungen zu ihrer Biographie.“ (Hopf 2003: 350)

Charakteristisch für qualitative Interviews sind vor allem ihre Offenheit und der geringe Grad der Standardisierung. Offenheit bezieht sich auf die Antwortmöglichkeiten der Befragten. Während bei geschlossenen Fragen in quantitativen Interviews entweder durch die Formulierung der Fragen oder durch vorgegebene Antwortkategorien zwei oder mehrere Antwortmöglichkeiten vorgegeben sind, werden die Fragen im qualitativen Interview so gestellt, dass sie dem oder der Befragten eine weite und erzählerische Antwort ermöglichen. Dadurch erhält der\*die Forscher\*in Ergebnisse, die über die vorgefassten Kategorien einer quantitativen Befragung hinausgehen können und so zu Themen führen, die für die Befragten zentral sind, dem\*der Forschenden aber bisher entgangen sind. (Lamnek 2005: 344f)

Der Grad der Standardisierung bezieht sich einerseits auf den Ablauf des Gesprächs, ob und in wie weit die Reihenfolge der Fragen festgelegt ist, und andererseits auf die Formulierung der Fragen. Im Gegensatz zur quantitativen Befragung, in der Reihenfolge und Formulierung der Fragen in Form eines Fragebogens vorab festgelegt sind und während des Interviews nicht mehr verändert werden dürfen, kann im qualitativen Interview das Gespräch frei in der situativen Gegebenheit gestaltet werden. Das bedeutet, dass der\*die Fragende spontan auf Äußerungen der\*des Interviewten eingeht, Gegenfragen beantwortet und sich generell eher einer alltäglichen Gesprächsstruktur bedient. Eine gewisse Asymmetrie ist der Interviewsituation trotzdem immanent, da es sich um ein Gespräch mit einer wissenschaftlichen Zielsetzung handelt, in dem einem\*einer Gesprächspartner\*in eine Fragerolle und dem\*der anderen eine Beantwortungsrolle zugeschrieben wird. (Lamnek 2005: 330ff)

Um diesen Charakter eines alltäglichen, natürlichen Gesprächs zu erreichen, sollte das Interview in einer möglichst entspannten Situation stattfinden, das heißt, in einer dem oder der Befragten angenehmen Umgebung. Der oder die Interviewer\*in sollte versuchen, eine vertrauensvolle und möglichst freundschaftliche Beziehung zu seinem oder seiner Gesprächspartner\*in herzustellen. Die Form der qualitativen Befragung bedarf einer besonderen kommunikativen Kompetenz, sowohl auf Seiten des Interviewers oder der Interviewerin, als auch auf Seiten der Befragten. Beide müssen in der Lage sein, spontan und für den jeweils anderen verständlich ihre Fragen bzw. Antworten zu formulieren. Der oder die Interviewer\*in kann sich dabei höchstens auf einen Leitfaden stützen, der die wichtigsten Themen enthält. Er\*sie muss aber ad hoc den Erzählfluss seines oder seiner Gesprächspartner\*in stimulieren und dabei situativ auf dessen oder deren Darlegungen eingehen. Das Gespräch wird mit Hilfe von Tonaufnahmen oder Videoaufnahmen aufgezeichnet, um es einer späteren Analyse zugänglich zu machen. (Lamnek, 2005: 353f)

Qualitative Interviews können in unterschiedlichen Varianten geführt werden. Der wichtigste Indikator zur Unterscheidung der verschiedenen Typen von Interviews ist die Standardisierung. Die Bandbreite kann von ausformulierten Fragen mit einer festgelegten Abfolge, über teilstandardisierte Varianten, wie dem Leitfaden-Interview, bis zu vollkommen offenen Gesprächen gehen. (Hopf 2003: 351)

Im Folgenden möchte ich mit dem narrativen und dem problemzentrierten Interview zwei Hauptformen qualitativer Befragung herausgreifen und vorstellen. Es sei aber nicht unerwähnt, dass es eine Reihe weiterer Formen qualitativer Interviews gibt.

Das narrative Interview ist eine sehr freie nicht- standardisierte Methode, Befragungen durchzuführen. Dabei wird der\*die Interviewte dazu angeregt, vollkommen frei eigene Erlebnisse zu einem bestimmten Thema zu erzählen. Dadurch erhofft man sich, mehr über subjektive Bedeutungsstrukturen zu erfahren. Die rückblickende Interpretation der Handlungsabläufe der Erzählung durch den Erzählenden selbst spielt dabei eine wichtige Rolle. Lamnek (Lamnek 2005: 358f) unterscheidet fünf Phasen im Ablauf eines narrativen Interviews. Zu Beginn steht eine Erklärungsphase, in der dem oder der Befragten die Methode und der Ablauf des Interviews erklärt wird. Dazu gehört auch die Klärung von Fragen der Anonymität und Aufzeichnung. Der oder die Interviewer\*in versucht, eine vertrauensvolle Gesprächsbasis herzustellen. In der folgenden Phase der Einleitung wird das Thema umrissen und der\*die Interviewpartner\*in zum Erzählen stimuliert. Diese Erzählung bildet die dritte Phase des Interviews. Dabei verhält sich der\*die Interviewer\*in zurückhaltend und aufmunternd und nimmt die Rolle eines interessierten Zuhörers ein.

Die Erzählung folgt dabei gewöhnlich einer universellen Struktur, die sich der oder die Interviewer\*in später in der Auswertung oder im Vergleich mehrerer Interviews zunutze machen kann. Sie beginnt mit einem Überblicksteil, der in die Szene einführt, gefolgt von einer Schilderung des Geschehens, die in einer Komplikation mündet. Nach einer Einschätzung der Handlung und einer Auflösung der Komplikation folgt eine abschließende retrospektive Bilanzierung. (Mayring 2002: 73) Erst nachdem diese Erzählung abgeschlossen ist, werden in einer Nachfragephase offene Punkte oder Unklarheiten geklärt. Zuletzt schließt sich eine Phase der Bilanzierung an, in der die Beweggründe des Handelns sowie die Bedeutung der Erzählung durch den\*die Interviewte\*n selbst bilanziert werden. (Lamnek, 2005: 359) Das narrative Interview wird vor allem in der Biografieforschung eingesetzt, aber auch explorativ in noch wenig bekannten Themengebieten und um subjektive

Bedeutungsmuster zu erkennen. Das Vorhandensein eines zu erzählenden Handlungszusammenhangs ist dabei Voraussetzung. (Mayring, 2002: 74)

Im Gegensatz zum narrativen Interview, bei dem der oder die Interviewer\*in ohne vorgefasste theoretische Konzepte in die Befragung geht und diese erst danach auf Grundlage der Ergebnisse der Interviews erstellt, liegt dem problemzentrierten Interview bereits ein gewisses wissenschaftlich- thematisches Vorverständnis zugrunde. In einer vorangegangenen Phase der Erhebung hat der oder die Forscher\*in bereits im Rahmen von Beobachtung, Literaturrecherche oder anderen Methoden, Informationen über den Forschungsgegenstand gesammelt. Dieses Vorwissen ermöglicht es, zentrale Aspekte zu identifizieren und diese in Themenbereiche, die im Interview behandelt werden sollen einzuarbeiten. Trotzdem bleibt die Form der Befragung eine vollkommen offen-erzählgenerierende, durch die Fragen werden lediglich Themenbereiche eingegrenzt. (Lamnek 2005: 364)

Zur Unterstützung des Interviewers oder der Interviewerin kann ein Leitfaden dienen. Dieser setzt sich aus den zentralen Aspekten zusammen, die im Vorfeld analysiert wurden. Dabei werden die einzelnen Themen in eine sinnvolle Ordnung gebracht und eventuell Formulierungsvorschläge für einzelne Fragen ausgearbeitet. Der Leitfaden dient als Gedächtnisstütze und zur Orientierung. (Mayring, 2002: 71) Das theoretische Vorverständnis des Interviewers oder der Interviewerin wird als veränderlich angesehen und den subjektiven Bedeutungsstrukturen der Befragten untergeordnet. „Stellt sich in der Konfrontation mit der sozialen Realität heraus, dass das Konzept unzureichend oder gar falsch ist, wird es modifiziert, revidiert und erneut an der Wirklichkeit gemessen.“ (Lamnek 2005: 356)

Das problemzentrierte Interview beginnt, wie das narrative, mit einer Einleitungsphase, in der die Modalitäten des Gesprächs behandelt werden, meist dient eine Tonaufnahme der Datenspeicherung. Die folgende Phase der Sondierungsfragen dient als allgemeiner Einstieg in die Thematik. Angelehnt an die Leitfadenfragen, werden danach die einzelnen Themenbereiche behandelt. Der\*die Interviewer\*in folgt dabei aber keiner festgelegten Abfolge, sondern versucht den natürlichen Verlauf des Gespräches zu unterstützen. Wenn notwendig, können am Ende spontane ad hoc Fragen gestellt werden, um einzelne Themen zu vertiefen. (Mayring 2002: 70)

In meiner Feldforschung habe ich mich für den Einsatz von problemzentrierten, leitfadengestützten Interviews entschieden, um mehr über die Themen zu erfahren, die sich bereits im Laufe meiner teilnehmenden Beobachtung als zentral für die Bewohner\*innen der

Dorfgemeinschaft herauskristallisiert haben. Die geführten Interviews wurden mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet und wortwörtlich transkribiert. Im Verlauf der vorliegenden Arbeit werde ich auch meine Erfahrungen und die Schwierigkeiten thematisieren, die während der Interviews aufgetreten sind.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die qualitative Befragung mit ihrer offenen Form erzählerische Antworten hervorbringt, die dem\*der Forschenden ein umfassendes Bild der sozialen Realität der Befragten vermitteln. Der geringe Grad der Standardisierung ermöglicht es außerdem, den Gesprächsfluss aufrechtzuerhalten und auch auf unerwartete Aspekte einzugehen, sofern sie für den\*die Befragte zentral sind. Das Verfahren soll dabei den möglichst natürlichen Charakter eines alltäglichen Gespräches haben. (Lamnek 2005: 340)

Die Ergebnisse qualitativer Interviews dienen dem Forscher oder der Forscherin als Basis für wissenschaftliche Analyse und Interpretation. Erst durch diese Verfahren können Aussagen über die soziale Wirklichkeit getroffen und theoretische Konzepte erstellt werden. (Lamnek 2005:347)

## **3.2 Die Feldforschung**

In diesem Teil werde ich meine eigene Forschung näher beschreiben. Dabei beginne ich mit einem allgemeinen Abschnitt, der das Thema erläutern und meine persönliche Motivation erklären soll. Danach folgen eine kurze Beschreibung des Ablaufs meiner Forschung sowie eine Vorstellung des Forschungsfeldes und meiner Informant\*innen. Im weiteren Verlauf werde ich einen typischen Tagesablauf in der Dorfgemeinschaft beschreiben.

### **3.2.1 Meine Fragestellung**

Am Beginn meiner Feldforschung stand das Interesse an der Lebenswelt von Menschen mit geistiger Behinderung. Als Teil der Mehrheitsgesellschaft hatte ich das Gefühl sehr wenig über diese Gruppe von Menschen zu wissen, auch wenn ich durch meine schulische Laufbahn an einer Integrationsschule und über Freunde schon stark mit dem Thema in Kontakt gekommen war. Dabei stellten sich mir sofort eine Reihe an Fragen: Wer sind diese Menschen? Wo leben sie? Wie sieht ihr Alltag aus? Wie und was arbeiten sie? Und vor allem: wie sehen ihre persönlichen Beziehungen aus und wie ihre Wünsche und Vorstellungen von der Zukunft?

Menschen mit geistiger Behinderung bilden eine Randgruppe, die es vor allem in Österreich noch kaum geschafft hat, das Interesse der Mehrheitsgesellschaft oder der Kultur- und Sozialanthropologen auf sich zu lenken. Ihre Alltagswelt liegt mitten in unserer Gesellschaft und doch so isoliert, dass wir „anderen“ nur selten mit ihr konfrontiert werden. Sie stellen für die Mehrheitsgesellschaft etwas „Fremdes“ dar, eine „Abweichung“, mit der viele Menschen nur schlecht umgehen können.

„Das Phänomen des „Fremden“, ein Charakteristikum der Ethnologie bzw. der Kulturanthropologie, gilt genauso für die eigene Gesellschaft“ (Girtler 2001: 19), postuliert Girtler. Diese Aussage trifft wohl auf die Gruppe der Menschen mit geistiger Behinderung besonders zu, da sie innerhalb der Randgruppe der Menschen mit Behinderung nochmals eine eigene Randgruppe darstellen.

Um in einer Feldforschung Handlungen und deren Beweggründe einer sozialen Gruppe aus ihrer eigenen Sicht zu verstehen, ist es unerlässlich, sich die Existenz dieser soeben beschriebenen Grenzen bewusst zu machen und in deren Lebenswelt einzutauchen. Erst durch eine intensive Auseinandersetzung z.B. durch teilnehmende Beobachtung wird es möglich, ihre Alltagswelt auf die gleiche Weise zu interpretieren und zu verstehen wie die Mitglieder der untersuchten Gruppe. Die Tatsache, dass alle Gruppenmitglieder die gleiche Lebenswelt teilen bedeutet allerdings nicht, dass ein solches Mitglied ein rein reagierendes Objekt der Forschung ist. Das Subjekt handelt vielmehr kompetent nach seinem Wissen. (Girtler, 2001:46ff)

In folgendem Abschnitt werde ich das Feld und den Ablauf meiner Feldforschung beschreiben.

### **3.2.2 Der Ablauf der Feldforschung**

Ich begann meine Feldforschung Anfang April 2010 und verbrachte die ersten zwei Wochen in zwei unterschiedlichen Wohngruppen. Ab Mitte Mai verlagerte ich meine Forschung an drei Tagen wöchentlich in die Metallwerkstatt und blieb zweimal wöchentlich in den Wohngruppen. Ab Mai besuchte ich auch andere Werkstätten, die Back-, Garten- und Elementwerkstatt. So konnte ich meine Informant\*innen, die ich schon aus dem Wohnbereich kannte, auch in ihrem Arbeitsumfeld erleben.

Ende Juni bekam ich die Gelegenheit eine Wohngruppe in den Urlaub zu begleiten. Dieser Urlaub in Kärnten war eine besonders intensive Zeit der Feldforschung, da ich über eine

Woche den gesamten Tagesablauf miterleben konnte. Im Verlauf des Urlaubes konnte ich das erste Interview mit Sonja führen. Nach unserer Rückkehr folgten im Juli zehn weitere Interviews mit insgesamt sieben Bewohnern\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft.

### **3.2.3 Beschreibung des Forschungsfeldes und meiner Rolle im Feld**

Zwei konkrete Gründe führten zu meiner Wahl der Dorfgemeinschaft Breitenfurt als mein Forschungsfeld: Zum einen kannte ich die Einrichtung bereits, da ich dort im Jahre 2001 ein dreiwöchiges Praktikum absolviert hatte und so bereits wertvolle Kontakte zu den leitenden Verantwortlichen aufbauen konnte. Zum anderen erschien mir die überschaubare Größe und relative Abgeschlossenheit der Dorfgemeinschaft gute Bedingungen für eine empirische Forschung zu bieten. Diese Begrenztheit ermöglichte es mir, innerhalb weniger Wochen einen guten Überblick über die Strukturen der Einrichtung und die persönlichen Beziehungen meiner Informant\*innen zu erlangen.

Der Begriff *Forschungsfeld* bezeichnet „natürliche soziale Handlungsfelder“ (Wolff, 2003: 335). Ein solches Forschungsfeld kann sich sowohl auf einen Ort als auch auf eine soziale Gruppe beziehen. Mein Forschungsfeld war einerseits örtlich begrenzt durch die physischen Enden der Dorfgemeinschaft, andererseits sozial definiert, als die Gruppe geistig behinderter Menschen, die in der Dorfgemeinschaft leben und\*oder arbeiten.

Im Folgenden möchte ich ein genaueres Bild der Dorfgemeinschaft Breitenfurt geben:

Die Betreuten und die Betreuer, die Therapeuten, die Handwerker, Gärtner und Köchinnen, die hier gemeinsam leben, spielen und arbeiten – das ist die Dorfgemeinschaft.  
Ein Dorf im niederösterreichischen Ort Breitenfurt.“ (Broschüre der Dorfgemeinschaft 2010)

Die Dorfgemeinschaft Breitenfurt ist eine anthroposophische Einrichtung, etwas außerhalb von Wien, die 8 Wohngruppen und 12 Werkstätten umfasst. 1987 gegründet, möchte die Initiative Menschen mit Behinderung ein integriertes Leben im Dorfbzusammenhang bieten. Als Grundlage dient die anthroposophische Heilpädagogik Rudolf Steiners mit seiner Überzeugung, dass „die geistig-seelische Wesenheit eines Menschen nicht krank sein kann“ (Broschüre der Dorfgemeinschaft, 2010). In meiner Diplomarbeit werde ich allerdings nicht auf die Besonderheiten einer anthroposophischen Einrichtung eingehen, da dies in diesem Rahmen leider zu weit führen würde.

Das Grundstück der Dorfgemeinschaft hat eine Fläche von 3,3 Hektar und wird von einem kleinen Wald und einem natürlichen Biotop durchzogen. Zur Zeit der Feldforschung lebten 84 betreute Menschen in der Dorfgemeinschaft, die meisten haben sowohl eine geistige als auch



eine körperliche Behinderung. Ihnen stehen 125 Mitarbeiter\*innen gegenüber, darunter Fachkräfte wie Sozialbetreuer\*innen, Pädagogen und Pädagoginnen, Ärzte und Ärztinnen, Gesundheits- und Krankenpfleger\*innen, verschiedene Therapeuten und Therapeutinnen, Köche und Köchinnen, Bäcker\*innen, Gärtner\*innen und Verwaltungsfachkräfte sowie Behindertenhelfer\*innen, Zivildienstleistende und Praktikanten und Praktikantinnen.

Die Betreuten leben in kleinen Wohngruppen, den sogenannten „Wohnhäusern“, in Einheiten von je 8 bis 10 Menschen, in jeder Wohngruppe arbeiten bis zu 9 Mitarbeiter\*innen. Hausverantwortliche Mitarbeiter\*innen bewohnen eigene Häuser in der Dorfgemeinschaft, häufig mit ihren eigenen Familien.

Viele Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft arbeiten in den angeschlossenen Werkstätten, einige auch in anderen Einrichtungen, die mit dem Bus oder Taxi erreicht werden können. Eine eigene Küche liefert täglich vegetarische Vollwertkost.

Den Zugang zum Forschungsfeld fand ich über einen informellen Kontakt zu Herrn Mullan, dem Vereinsvorsitzenden der Dorfgemeinschaft. Er gab mir auf unbürokratische Weise die Möglichkeit, meine Forschung in Form eines unbezahlten Praktikums durchzuführen. Die Position des Praktikanten oder der Praktikantin wird in der Sozialwissenschaft als eine hilfreiche Möglichkeit gesehen, um eine akzeptierte Beobachterrolle im Feld zugewiesen zu bekommen. Dabei dürfen allerdings die Rollenbeziehungen, die sich daraus ergeben, und ihre Auswirkungen auf die Forschung nicht außer Acht gelassen werden (Wolff 2003: 347). Als Praktikantin war es mir möglich, mich in die Alltagswelt der zu untersuchenden Gruppe einzufügen, ohne das soziale Gefüge in den Wohnhäusern und Werkstätten zu stören, wie es vielleicht eine reine Beobachterrolle getan hätte. Allerdings brachte meine Rolle auch Schwierigkeiten mit sich, da ich als Praktikantin für die Beforschten eine gewisse Autoritätsposition einnahm bzw. in gewisser Weise zwischen ihnen und den Betreuern stand. Es gelang mir zwar, freundschaftliche Beziehungen zu einigen der Betreuten aufzubauen, trotzdem möchte ich diese Tatsache nicht unreflektiert lassen. Dieses Autoritätsverhältnis war in den einzelnen Etappen meiner Feldforschung sehr unterschiedlich ausgeprägt und vor allem von der Rolle abhängig, die mir die Betreuer\*innen in der jeweiligen Werkstatt oder dem jeweiligen Wohnhaus zuschrieben. Diese Rolle werde ich in folgendem Abschnitt näher beschreiben.

Während meiner ersten Beobachtungen im Haus 2 war meine Rolle eine eher passiv partizipierende. Gleich zu Beginn lernte ich hier Anna kennen, die für meine Integration in die Dorfgemeinschaft und meine Forschung im Allgemeinen eine Schlüsselrolle gespielt hat.

Anna ist eine junge Frau mit Smith- Magenis Syndrom (für eine genauere Erläuterung siehe Beschreibung meiner Informant\*innen weiter unten), die erst seit relativ kurzer Zeit in der Dorfgemeinschaft lebt und arbeitet. Sie war von Beginn an mir gegenüber sehr offen und kommunikativ. Die Tatsache, dass wir im gleichen Alter sind, hat es sicher erleichtert, eine freundschaftliche und vertrauensvolle Beziehung aufzubauen. Durch sie lernte ich in zahlreichen informellen Gesprächen die Dorfgemeinschaft und ihre Bewohner\*innen aus der Sicht einer Betreuten kennen.

In der Literatur finden sich Beschreibungen der optimalen Eigenschaften solcher Schlüsselinformant\*innen: sie sollten die Fähigkeit besitzen, sich zu artikulieren und zu reflektieren, sowie das Wissen und die Erfahrung haben, die der oder die Forscher\*in sucht. Außerdem ist eine Bereitschaft von seiner\* ihrer Seite nötig, die Forschung zu unterstützen und sie müssen Zeit für informelle und formelle Gespräche haben. (Merkens 2003: 294)

Diese Definition traf jedoch in meinem Fall der Schlüsselinformantin nicht vollständig zu, da Anna besonders in formellen Gesprächen Schwierigkeiten damit hatte, reflektiert und auf die Fragen bezogen zu antworten. Ganz allgemein hatten meine Informant\*innen ähnlich wie Anna sowohl die Zeit als auch die Bereitschaft, mir weiterzuhelfen. Häufig kamen einige von ihnen sogar von sich aus auf mich zu, um mir Dinge zu erzählen bzw. einen Termin für ein Interview auszumachen. Auch hatten sie die von mir gesuchte „Innenansicht“ ihres Lebens in der Dorfgemeinschaft. Schwierigkeiten bereitete allerdings die von Merkens (2003) beschriebene Fähigkeit zu reflektieren und sich zu artikulieren. Ein großer Anteil der Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft hat nur eine sehr eingeschränkte Fähigkeit, sich verbal auszudrücken, viele sprechen überhaupt nicht. Auch wenn meine teilnehmende Beobachtung eine intensive Auseinandersetzung mit Menschen mit den unterschiedlichsten Behinderungen einschließt, musste ich mich bei den Interviews auf diejenigen beschränken, die in der Lage waren, meine Fragen zu beantworten. Wie die Ergebnisse zeigen, muss dieses „in der Lage sein“ jedoch sehr relativ gesehen werden.

Nach dieser ersten Zeit im Haus 2 setzte ich meine Beobachtung in den Werkstätten fort. Dort wurden mir immer wieder Hilfsdienste übertragen und ich musste häufig Verantwortung übernehmen, die zu einer gewissen Autoritätsposition führte. Der daraus entstehende Mangel an egalitärer Beziehung zu den Beforschten kann durchaus als Beeinträchtigung meiner Forschung gesehen werden. Deshalb habe ich versucht, in meinem Verhalten gegenüber den zu Beobachtenden und besonders in unseren Gesprächen, eine egalitäre Rolle einzunehmen.

Zu den Vorteilen meiner Rolle als Praktikantin gehörte es, auch ohne Vorwissen eine Position in der Gruppe einzunehmen, in der es möglich war, sich nahtlos in die Organisationsstruktur einzufügen und dadurch direkt in die Alltagswelt eingebunden zu sein. Girtler beschreibt das Ideal der Integration mit folgenden Worten:

Der Forscher muß sich bemühen, die jeweilige Forschungssituation so wenig wie möglich zu stören und die normalen Ereignisse im Leben seiner Forschungssubjekte zu „verstehen“. Auf den Forscher wird, nachdem er sich in die Gruppe bestmöglich eingefügt und nun „Freunde“ in dieser gewonnen hat, als Teilnehmer an den Situationen kaum mehr Rücksicht genommen. (Girtler 2001: 116)

In diesem Sinne war meine Position gut geeignet, als gewöhnliches Mitglied der Dorfgemeinschaft angesehen zu werden, obwohl meine Rolle als Forscherin offengelegt war. Ein weiterer Vorteil der Position der Praktikantin lag darin, dass diese Rolle auch den Rückzug aus dem Feld implizierte. Es ist in der Dorfgemeinschaft nicht ungewöhnlich, dass Praktikant\*innen für einen begrenzten Zeitraum aufgenommen werden, somit entsprach mein Rückzug nach der Feldforschung den sozialen Gewohnheiten und stellte kein Problem dar.

### **3.2.4 Die Informanten und Informantinnen**

Im Laufe meiner Feldforschung hatte ich die Möglichkeit, in vier Werkstätten und zwei Wohngruppe Menschen mit den unterschiedlichsten Behinderungen kennen zu lernen. Zu einigen hatte ich über Monate hinweg sehr intensiven Kontakt, andere habe ich nur bei gemeinsamen Veranstaltungen der ganzen Dorfgemeinschaft getroffen und sehr oberflächlich kennen gelernt. Für meine Interviews habe ich mit Hilfe der verantwortlichen Mitarbeiter Gesprächspartner\*innen ausgewählt, die ich einerseits durch meine teilnehmende Beobachtung und informelle Gespräche sehr gut kennen gelernt habe, und die andererseits in der Lage waren, verbal auf konkrete Fragen zu antworten.

Mir ist bewusst, dass diese Auswahl eine Selektion von Menschen mit einer weniger schweren geistigen Behinderung impliziert. In meiner Arbeit denke ich aber auch immer diejenigen mit, die nicht fähig sind, sich verbal auszudrücken.

Eine Möglichkeit, diese Selektion abzuschwächen, wäre es gewesen, auch mit schwer Behinderten zu „sprechen“, die nicht über Lautsprache verfügen, sich aber mit Hilfe ihrer Betreuer\*innen durch gestützte Kommunikation verständlich machen können. Allerdings wird diese Methode sehr kontrovers diskutiert. Studien legen nahe, dass der Einfluss des Stützers enorm ist und die übermittelte Information daher nicht authentisch sein kann (Vgl.

Biermann, 1999). Trotz eines dementsprechenden Angebots seitens der Dorfgemeinschaft habe ich aus diesem Grund von einem solchen Vorhaben wieder Abstand genommen.

Die folgenden kurzen Beschreibungen meiner Interviewpartner\*innen beruhen einerseits auf Beobachtungen und informellen Gesprächen, die in meinen Feldnotizen festgehalten wurden und andererseits auf Protokollen der sogenannten „Biografiebesprechungen“ der einzelnen Betreuten. An diesen Besprechungen nehmen sowohl Betreuer, Eltern als auch die Betreuten selbst teil. Sie werden in Protokollen festgehalten, welche mir von den jeweils zuständigen Werkstatt- bzw. Wohngruppenverantwortlichen zur Verfügung gestellt wurden.

Sonja:

26 Jahre, lebt seit neun Jahren in der Dorfgemeinschaft, seit 4 Jahren im Wohnhaus 1. Tagsüber arbeitet sie in der Metallwerkstatt. Sie hat regelmäßigen Kontakt zu ihren Eltern, und verbringt auch außerhalb der „freien Wochenenden“ Zeit mit ihnen.

Mit 6 Monaten wurde Sonja in einer Pflegefamilie untergebracht, mit 13 Monaten kam sie zu ihrer Adoptionsfamilie. Sie hat einen städtischen Kindergarten und 12 Jahre lang die Integrationsklasse einer Waldorfschule besucht.

Sonja hat eine leichte geistige Behinderung und weiß ihre Überlegenheit ihren Mitbewohner\*innen gegenüber geschickt einzusetzen, außerdem merkt man Frustration über ihre Situation, sie hat realitätsferne Zukunftswünsche.

Sonja hatte eine Beziehung zu Christian, der ebenfalls im Haus 1 lebt. Die Beziehung war, Erzählungen nach, von Anfang an schwierig. In einem informellen Gespräch erzählte mir die Hausverantwortliche, dass Sonja Christian gegenüber sehr manipulativ und beherrschend war. Die Beziehung wurde daher von Christians Mutter beendet.

Sonja wünscht sich einen nichtbehinderten Freund (Zivildienstler oder Betreuer, erzählt aber auch von berühmten Schauspielern), auch der Leiter ihrer Werkstatt würde ihr gefallen. Seit sie durch Zufall seine Telefonnummer bekommen hat, schreibt sie ihm häufig in SMS, wie sehr sie ihn vermisst und nennt ihn „Schatzi“ (informelles Gespräch mit Eduardo 30.4.2010).

Sonja tanzt und singt sehr gerne, 2003 nahm sie am Projekt „Bühnenluft - Starmania for handicaped people“ teil, wobei sie es als eine von 70 Teilnehmern\*Teilnehmerinnen unter die Top 10 schaffte, worauf sie sehr stolz ist.

Ein wichtiges Thema für Sonja ist ihre Adoption. Sie äußert sich häufig darüber, wie dankbar sie ihrer Adoptivmutter sei, dass sie sie aufgezogen hat, obwohl sie nicht ihre leibliche Tochter ist. Der gesundheitliche Zustand ihres Adoptivvaters, der einen längeren

Klinikaufenthalt hinter sich hat, belastet sie sehr. Es besteht auch der Wunsch, ihre leiblichen Eltern kennenzulernen.

Bei Sonja wurde eine psychosoziale Retardation, Asthma bronchiale und ein IQ von 70 festgestellt. Es besteht keine Behandlungsnotwendigkeit medikamentöser Art.

Christian:

34 Jahre alt, lebt seit 13 Jahren in der Dorfgemeinschaft und arbeitet seit 16 Jahren in der Werkstatt einer anderen Einrichtung. Seit 2006 hat er sein eigenes kleines Appartement mit eigenem Bad und WC. Seither hat er gelernt, sich relativ selbstständig um seine Wäsche zu kümmern und sein Zimmer sauber zu halten. Christian war zwei Jahre mit Sonja zusammen (Protokoll Biografiekonferenz 2008).

Christian kann Gefahren und Risiken sowie die Konsequenzen seines Handelns schlecht einschätzen und ist nicht im Stande, sich bei unvorhergesehenen und gefährlichen Situationen Hilfe zu holen. Eintrainierte Wege kann er auch außerhalb der Dorfgemeinschaft alleine zurücklegen.

Wegen Zyanoseanfällen (Blausucht, Blaufärbung d. Haut durch zu wenig Sauerstoff) musste Christian die ersten vier Wochen in einer Klinik mit der Sonde ernährt werden.

Mit ca. 5 Monaten wurde eine hochgradige Hüftdysplasie (angeborene mangelhafte Ausbildung der Hüftgelenkspfanne), eine Nierenmißbildung und hochgradige muskuläre Hypotonie mit überstreckten Gelenken festgestellt. Diese Symptome zusammengefasst ergeben das Bild eines komplexen Dysmorphiesyndroms (nicht zufällige Kombination von verschiedenen Symptomen, am ehesten eine renofaziale Dysplasie, festgestellt 1975).

Bis zum Alter von 1,5 Jahren trug Christian eine Gipsschale an der Hüfte. Da er wegen Entfernung der linken Niere immer wieder Harnwegsinfekte hatte, wurde 1988 ein künstlicher Harnleiter eingesetzt.

Im Alter von drei Jahren wurde er wegen allgemeiner Entwicklungsretardierung in die Sonderpädagogische Ambulanz gebracht. Auf Zuwendung reagierte er mit Abwehr und Kontaktablehnung. Man zählte ihn zu den schwer geistig behinderten Kindern. Er verhielt sich mutuistisch (stumm), mittlerweile hat er aber gelernt, sich verbal auszudrücken. In der Sonderschule hatte Christian Konzentrationsschwierigkeiten und Schwächen beim Erfassen von Sinneszusammenhängen.

Anna:

23 Jahre, sie lebt seit zwei Jahren im Haus 2 und besucht die Elemente-Werkstatt wo sie vor allem mit Tonerde arbeitet. Anna kann sich gut verbal ausdrücken, sie stottert allerdings. Die Eltern leben getrennt, Anna hat nur unregelmäßigen Kontakt zu ihrer Mutter und kann nicht jedes freie Wochenende zuhause verbringen. Zur Zeit meiner Feldforschung war sie in einer Beziehung mit Alexander, dem sie intellektuell überlegen war und der den von ihr geforderten Abstand nicht akzeptieren konnte.

Anna ist ein sehr lebhaftes und kommunikatives Mädchen mit einem guten Allgemeinwissen, in der Wohngruppe aber auch in der Werkstatt ist sie sehr dominant.

1994 wurde bei Anna das Smith-Magenis Syndrom diagnostiziert, das neben körperlichen Symptomen, wie einem geringen Muskeltonus, auch Schlafstörungen, Wutausbrüche sowie eine kognitive Behinderung mit sich bringt.

Alexander:

29 Jahre alt, seit neun Jahren in der Dorfgemeinschaft, arbeitet in der Gartenwerkstatt. Alexander ist sehr hilfsbereit und kommunikativ, körperlich „normal“ entwickelt. Er hatte zur Zeit der Feldforschung eine schwierige Beziehung zu Anna, die sehr dominant ist.

Alexander kam völlig gesund auf die Welt und entwickelte sich altersentsprechend. In seinem 18. Lebensmonat erlitt er eine Impfencephalitis, die vom Arzt nicht erkannt wurde und eine bleibende Entwicklungsretardierung und Behinderung im geistigen und sprachlichen Bereich zur Folge hatte.

Barbara:

41 Jahre alt, lebt bereits seit 14 Jahren in der Dorfgemeinschaft und seit zwei Jahren im Haus 1. Sie besucht eine Werkstatt außerhalb der Dorfgemeinschaft. Barbara ist sehr offen und sozial, sie hilft gerne im Haushalt. Die freien Wochenenden verbringt sie bei ihrer Mutter zu der sie eine sehr gute Beziehung hat. Seit ihrer Geburt besteht eine starke geistige Behinderung, ihr Sprachverständnis ist gut, ihre eigene Sprache ist gekennzeichnet durch Stammeln, Echolalie (der Zwang, Sätze und Wörter des Gesprächspartners zu wiederholen) und Dysgrammatismen (grammatikalische Regeln werden bei der Bildung von Sätzen falsch angewandt). Barbara kann weder das Datum noch ihr Alter korrekt angeben oder simple Rechenaufgaben lösen. Barbara hat keinerlei körperliche Behinderung.

Bei Barbara wurde perinataler Zerebralschaden mit arterieller Hypertonie diagnostiziert.

Lukas.:

18 Jahre alt, seine Pflegemutter ist eine der Mitbegründer\*innen der Dorfgemeinschaft. Mit ihr lebt er zurzeit in einer Mitarbeiterwohnung über den Werkstätten. Lukas besucht wie Sonja die Metallwerkstatt. Davor besuchte er bis 2007 eine private Sonderschule in Wien. Es besteht kein Kontakt zu den leiblichen Eltern. Lukas begann erst mit drei Jahren zu sprechen, mittlerweile hat er einen guten Wortschatz und spricht relativ verständlich. Lukas Feinmotorik ist sehr gut, allerdings hat er einen schlechten Gleichgewichtssinn. Lukas ist sehr musikalisch, er spielt Flöte nach Gehör da er keine Noten lesen kann. Er ist sehr hilfsbereit und begeisterungsfähig, kann aber auch destruktiv und aggressiv sein. Wegen seiner schweren Behinderung ist eine ständige 1:1 Betreuung notwendig.

Bei Lukas wurden das fötale Alkoholsyndrom, Mikrozephalie, Wachstumshemmung, ein angeborener Herzfehler, eine dysplastische Niere sowie psychomotorische Retardierung, ein Ventrikelseptumdefekt und kongenitale Klumpfüße diagnostiziert.

Lukas wurde mit offenem Rückenmark geboren und von seinen Eltern, die Alkoholiker waren, im Spital zurück gelassen. Seine erste Lebenswoche verbrachte er auf der Intensivstation, danach war er wegen Herz- und Lungenschwäche in chirurgischer Spezialbetreuung und konnte erst mit drei Jahren das Spital verlassen. Seither ist Lukas bei seiner Pflegemutter.

Das fötale Alkoholsyndrom bringt mangelndes Wachstum, Beeinträchtigung des zentralen Nervensystems, neurologische Entwicklungsstörungen mit geistiger Behinderung, ein schwaches Gedächtnis sowie charakteristische Fehlbildungen des Kopfes mit sich. Außerdem hat Lukas eine Hemmungsmißbildung an der Niere und eine Blasenentleerstörung die einen Katheter notwendig macht. Wegen seines congenitalen Plattfußes mit senkrecht ungleichem Klumpfuß hat er mehrere Korrekturoperationen hinter sich.

Stefan:

26 Jahre alt, lebt seit sechs Monaten gemeinsam mit einer anderen Betreuten in einer Wohngemeinschaft direkt neben der Dorfgemeinschaft, davor war er in verschiedenen Wohngruppen der Einrichtung. Seit zwei Jahren arbeitet er in der Backwerkstatt. Stefan ist mobil und sehr selbstständig, er ist sehr kommunikativ, hat aber Schwierigkeiten sich zu konzentrieren. Oft ist er sehr unsicher. Seine Erzählungen pendeln zwischen Realität und Fiktion.

Bei Stefan wurden Lern- und Konzentrationsschwierigkeiten durch Sauerstoffmangel bei der Geburt diagnostiziert.

Alle meine Informanten\*Informantinnen kennen sich auch untereinander, Christian, Sonja und Barbara leben in derselben Wohngruppe, Anna und Alexander waren zur Zeit der teilnehmenden Beobachtung bis kurz vor den geführten Interviews ein Paar, Sonja und Lukas arbeiten beide in derselben Werkstatt und Sonja und Anna sind gute Freundinnen. Alle wurden von Beginn an über meine Rolle als Forscherin informiert, allerdings ist es schwer zu beurteilen, inwieweit sie die Bedeutung dieser Rolle verstanden haben.

### **3.2.5 Der Tagesablauf in der Dorfgemeinschaft**

Das Leben in der Dorfgemeinschaft unterteilt sich sowohl zeitlich als auch örtlich in zwei Bereiche: die Wohngruppen und die Werkstätten.

Unter der Woche beginnt der Tag um 6 Uhr in der Früh, die Bewohner\*Bewohnerinnen der Wohngruppen werden geweckt, dann ist Zeit für Körperpflege, die entweder selbstständig, mit Hilfe oder gänzlich von einem\*einer Betreuer\*in durchgeführt wird. Je nach individueller Möglichkeit helfen die Bewohner\*Bewohnerinnen bei der Vorbereitung des Frühstücks. Zwischen 8 und 9 Uhr verlassen sie ihre Wohngruppen und gehen oder fahren, je nach individuellen Möglichkeiten begleitet oder unbegleitet, in ihre Werkstätten.

Die Werkstätten öffnen um 8 Uhr, dabei wird der Beginn jeder Woche gemeinsamen mit einem Morgenkreis begangen. Hier treffen sich die Betreuten und Betreuer\*innen aller Werkstätten, um den Tag mit einem Lied zu beginnen. Der Morgenkreis wird jeden Monat von einer anderen Werkstatt vorbereitet und gestaltet. Dieses Treffen ist auch eine Möglichkeit, den Anderen die Produkte dieser Werkstatt vorzustellen.

Danach wird je nach Werkstatt handwerklich gearbeitet. Die Bandbreite der Materialien erstreckt sich von Leder, Metall, Holz bis hin zu Wolle, Ton und Wachs. Meist gibt es im Laufe des Vormittags eine Jause und einen kleinen Spaziergang. Zu Mittag essen die Betreuten in ihrer Werkstatt das vegetarische Essen aus der eigenen Küche, in der ebenfalls einige Bewohner\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft mitarbeiten. Danach ist Pause und einige legen sich für ein kurzes Schläfchen hin. Nachmittags arbeiten die Betreuten bis 16 Uhr und verbringen den Rest des Tages in ihren Wohnhäusern. Einige verlassen auch zwischendurch ihre Werkstatt, um eine der angebotenen Therapien zu erhalten.

Um 16 Uhr werden die Wohnhäuser wieder geöffnet, es gibt eine kleine Obstjause und Gelegenheit sich auszuruhen. Danach wird der Nachmittag entweder mit einem Spaziergang oder verschiedenen Aktivitäten, wie Volkstanzen, Gesellschaftsspielen, Malen oder Basteln



verbracht. Außerdem fahren einige Bewohner\*Bewohnerinnen der Wohngruppen regelmäßig zum heilpädagogischen Voltigieren. Um 18 Uhr gibt es Abendessen und danach wiederum Zeit für Körperpflege. Um 21 Uhr ist gewöhnlich Nachtruhe und für den oder die diensthabende\*n Mitarbeiter\*in beginnt die Nachtbereitschaft.

Jedes zweite Wochenende fahren die Bewohner\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft nach Hause zu ihren Familien, die Wohngruppe ist dann in der Regel geschlossen. Diejenigen, die keine Eltern (mehr) haben oder deren Verwandte nicht in der Lage sind sie zu betreuen, verbringen das Wochenende in einer anderen Wohngruppe. Betrifft dies mehrere Betreute einer Gruppe, wird das betroffene Haus auch am freien Wochenende offen gehalten.

An Wochenenden, die in der Dorfgemeinschaft verbracht werden, gibt es sonntags ein kurzes Treffen aller Gruppen, die sogenannte Sonntagsfeier, die christlichen Charakter hat. Hier werden gemeinsam Lieder gesungen, die der Jahreszeit angepasst sind und ein\*e Betreuer\*in erzählt eine Geschichte die in Zusammenhang mit den christlichen Jahresfesten steht. An den Wochenenden werden außerdem größere Tagesausflüge unternommen, die den Möglichkeiten der Dorfbewohner\*innen angepasst sind.

## 4. Präsentation der erhobenen Daten

Nach drei Monaten intensiver, täglicher teilnehmender Beobachtung, in denen ich unzählige informelle Gespräche mit Bewohnern\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft und Betreuern\*Betreuerinnen führte, konnte ich sieben Personen auswählen, deren verbale Ausdrucksmöglichkeiten ausreichend für das Führen von Interviews waren. Mit diesen sieben Personen führte ich insgesamt elf Interviews, ein bis zwei pro Person, je nach individuellen Möglichkeiten.

Die Gespräche waren als problemzentrierte und durch einen Leitfaden unterstützte Interviews angelegt. Die Interviews entwickelten sich allerdings häufig spontan in unerwartete Richtungen. Wie ich weiter unten genauer ausführen werde, lenkten meine Gesprächspartner\*innen den Verlauf der Interviews durch spontane Themenwechsel oder unzusammenhängende Gegenfragen. Dadurch entstanden sehr freie Gespräche, die auch unerwartete Ergebnisse brachten.

In diesem Kapitel werde ich den Verlauf der Interviews näher beschreiben und die dabei gesammelten Daten anhand exemplarischer Ausschnitte präsentieren. Dabei gehe ich grundsätzlich chronologisch vor. Wurden zwei Interviews mit derselben Person geführt, präsentiere ich diese jedoch gemeinsam. Die anonymisierten Namen meiner Informanten\*Informantinnen dienen dabei als Überschrift der Unterkapitel. Die Ausschnitte aus den Interviews gebe ich wortwörtlich wieder, allerdings habe ich die in den Transkriptionen berücksichtigten (non-verbalen) Äußerungen wie Stottern, Formulierungshemmungen, umgangssprachliche Aussagen und markante Körpersprache in eine verständlichere Schriftsprache übertragen. Wichtige und aussagekräftige non-verbale Ausdrücke, wie Lachen oder längere Pausen, bleiben vermerkt. Die Verweise nach den Interviewausschnitten beziehen sich auf die schriftlichen Transkriptionen, dabei wurden die Interviews in chronologischer Reihenfolge nummeriert. Die erste Zahl bezieht sich auf diese Nummerierung. Die zweite Zahl, nach dem Schrägstrich, bezeichnet die Zeilennummer in welcher das erwähnte Zitat in der Transkription beginnt. Der Verweis (7/350) bezieht sich also auf das Interview Nr. 7, die zitierte Aussage beginnt bei Zeile 350 der Transkription.

Auf die Präsentation der Interviews folgt ein Unterkapitel über die praktischen Probleme und Schwierigkeiten, die im Verlauf der Interviews aufgetreten sind. Genauere Informationen zu

meinen Interviewpartnern\*Interviewpartnerinnen finden sich im Kapitel zur empirischen Forschung.

## 4.1 Sonja

Gegen Ende meiner Feldforschung in der Dorfgemeinschaft durfte ich eine Wohngruppe bei ihrem Urlaub in Kärnten begleiten. Während dieses Urlaubs entstand das erste Interview mit Sonja in sehr entspannter Atmosphäre. Zu Beginn war sie etwas unsicher, wurde aber schnell sicherer während sie allgemein über sich selbst und ihr Leben in der Dorfgemeinschaft erzählte.

Sie beschrieb, dass es zu Beginn sehr schwierig war, sich in der Dorfgemeinschaft einzuleben, da sie ihre Adoptivfamilie sehr vermisste (1/112) dies wurde aber leichter, nachdem sie hier Freunde gefunden hatte. Dabei sprach sie von sich aus sofort den Tod einer Freundin an, die im selben Wohnhaus gelebt hatte und an Krebs gestorben war, und dass sie auch der Tod von zwei weiteren Freunden belasten würde. Sie erzählte auch von den Freunden und Freundinnen, die sie in der Dorfgemeinschaft hat, besonders von Anna, mit der sie auch gemeinsam etwas unternehmen könne. Anna hat sie bereits zu ihrer Oma eingeladen und war mit ihr einkaufen, das beschrieb sie folgendermaßen:

[...] mit der Anna hab ich mich auch angefreundet und die hat mir dann auch erzählt (Pause), wie ich zu meiner Oma gefahren bin hab ich sie eingeladen und dann hat sie mir (kurze Pause), dann waren wir noch beim C+A gemeinsam und dann hat sie mir gesagt, ja sie ist froh, dass sie mich als Freundin hat (1/294)

Außerdem nennt sie Alexander und Eva als ihre Freunde. Eva ist eine schwerbehinderte junge Frau aus derselben Wohngruppe, die außer mit ihrer Mutter mit niemandem spricht, aber immer sehr fröhlich ist:

Ja die ist so lieb, wenn sie zu mir ins Zimmer kommen darf und wir hören Musik, dann fang ich mit ihr zum tanzen an oder wir machen Blödsinn und sie macht den Blödsinn dann nach (kurze Pause). DVD schauen tun wir auch ab und zu gemeinsam, sie schaut halt nicht so lange, sie bleibt halt ein bisschen (kurze Pause) und da haben wir uns einmal angeschaut von Michael Mittermeier Safari, der hat so Gags halt gemacht und dann hab ich so gemacht wie er und die Eva hat das gleich nachgemacht und bei dem einen (unverständlich) hat es mich so nach hinten gehaut, so nach hinten, die Füße nach oben und die Eva hat sich so nach hinten gelegt, hat die Füße nach oben gestreckt! (lacht) Ich find die Eva wirklich süß! (1/315)

Auch mit Christian, ihrem Exfreund, der ebenfalls im selben Wohnhaus lebt, versteht sie sich noch gut. Mit ihm durfte sie einmal zu einem Fußballmatch und ins Kino gehen (1/327). Sie erzählt, dass er ein wichtiger Gesprächspartner und Freund für sie ist:

Er ist derjenige, der mich immer tröstet und er gibt mir auch immer (kurze Pause), wenn ich Probleme hab und so, dann kommt er immer zu mir, oder wenn er Probleme hat (kurze Pause), wie mein Papa zum Beispiel stark krank geworden ist, ist er hinter mir gestanden (kurze Pause), mein Papa hat einen schweren Herzinfarkt gehabt und er wäre fast gestorben, wenn die Ärzte nix gemacht hätten (kurze Pause) und vor einem Jahr oder so, da war ich mit ihm im Kino und dabei hat er einen Schlaganfall noch gehabt (kurze Pause), und jetzt eben noch den Herzinfarkt noch dazu, da ging es mir echt mies und da war der Christian eben der Ruhepol sozusagen (1/344)

Er hat mich getröstet, auch wenn ein Tier gestorben ist, dass ich gehabt hab, hat er gesagt, komm her und hat mich solange festgehalten, bis ich mich wieder beruhigt hab (kurze Pause) und das rechne ich ihm sehr hoch an (1/351)

Wie es seinem Papa mal schlecht, sehr schlecht gegangen ist, da war ich diejenige, zu der er dann gekommen ist, ich hab ihn getröstet, gesagt, es wird schon (1/367)

Das zweite Interview mit Sonja entstand drei Wochen später in ihrem Zimmer in der Dorfgemeinschaft. Die Atmosphäre war freundschaftlich und gemütlich, sie antwortete sehr ausführlich und erzählend. Wir sprachen lange über ihre Freunde und Bezugspersonen, von ihrer Trennung von Christian und über die Dorfgemeinschaft.

Sonja konnte sich noch erinnern, dass wir bei unserem ersten Interview über ihre Freunde gesprochen haben. Auf die Nachfrage ob sie denn auch Freunde außerhalb der Dorfgemeinschaft habe, antwortete sie: „Mein Pferd“ (6/58) und lachte. Dann nannte sie aber auch die Besitzerin des Reitstalls, die sie manchmal im Auto mitnimmt. Darüber hinaus hat sie allerdings keine Freundschaften mit jemandem außerhalb der Dorfgemeinschaft. Auch Unternehmungen mit Freunden sind meist durch die Grenzen der Dorfgemeinschaft eingeschränkt, Sonja würde aber auch gerne darüber hinaus etwas mit ihren Freunden unternehmen, wie sie im Interview erzählte:

Was unternimmst du sonst mit deinen Freunden?

Ab und zu lade ich sie mal zu mir ein zum DVD Schauen oder sie laden mich zum DVD Schauen ein oder wenn einer von uns Geburtstag hat, dann gehen wir immer hin.

Und was würdest du sonst noch gerne unternehmen? Würdest du noch gern andere Sachen unternehmen mit deinen Freunden?

In die Stadt gehen, Stadt-Bummel, ins Museum gehen oder ins Theater.

Aber?

Aber manche mögen das nicht, vielen wäre es zu weit und zu anstrengend (6/86)

Als wichtigste Bezugsperson bei Problemen nannte sie Marion (die Verantwortliche der Wohngruppe), Leonardo (den Leiter der Tagesstruktur) sowie ihren Exfreund Christian:

Zum Beispiel, wie jemand von meinen Freundinnen gestorben war, bin ich zum Christian hingegangen, hab gesagt, mir gehts nicht so gut und er hat mir seine Hand auf die Schulter gelegt und hat mich getröstet, hat man auch gesehen wie ich in Kärnten krank war, da ist er gleich gekommen und hat: Wie gehts dir, ist alles in Ordnung. Da waren die eben auch essen, da hat er mir eine Visitenkarte von dem Restaurant mitgebracht, es stimmt schon, dass er sehr nett ist und mich sehr unterstützt, wenns mir mal nicht so gut geht (kurze Pause) und ich auch, wenns ihm nicht so gut geht, dann sag ich auch manchmal, komm wein dich bei mir aus und dann weint er sich halt auch bei mir aus (kurze Pause), das ist halt so bei uns (6/139).

Mit Christian war sie früher zusammen, sie erzählte, dass sie sich dann aber wegen des Altersunterschiedes getrennt hätten. Sie würde sich einen jüngeren und selbstständigeren Freund wünschen:

[Es war der] Altersunterschied, er ist viel älter als ich und ich möchte eigentlich gern einen Freund haben der in meinem Alter ist, mit dem ich viel unternehmen kann und der auch zum Beispiel ein eigenes Auto hätte, der mich da abholen und mit mir wohin fahren (kurze Pause), mit mir ins Kino gehen, mit mir ins Theater gehen, Musicals anschauen, wir waren einmal bei einem Musical und das war das erste und letzte Mal eigentlich (6/155).

Am liebsten wäre sie mit einem bekannten Schauspieler zusammen, trotzdem beschrieb sie aber auch ihre Beziehung mit Christian als gut. Mit ihm konnte sie gemeinsam ins Kino gehen, shoppen oder zu ihrer Oma fahren. Sonja war als eine der wenigen dazu in der Lage, einen Unterschied zwischen einer Freundschaft und einer Beziehung zu beschreiben:

Eine Freundschaft kann auch zerbrechen, eine Beziehung eigentlich auch, aber in einer Beziehung ist es wichtig, dass man einander vertraut und dass man auch zusammen alt werden kann, wenn man es will [...]

Das Besondere [an einer Beziehung ist,] man kann sehr viel unternehmen, man kann (kurze Pause), ich würd mit ihm einmal nach Amerika fahren und vielleicht mit ihm dorthin ziehen und die gemeinsamen Interessen, wenn er zum Beispiel Musicals mag, ich mag Musicals, wenn er Pferde mag, ich mag Pferde (kurze Pause) dann weiß ich es passt (6/207)

Über das Leben in der Dorfgemeinschaft sagte Sonja, dass ihr besonders gefällt, dass man in der Natur ist und dass die Wohngruppen häufig gemeinsam Feste feiern und man so anderen Menschen begegnen würde (6/244). In ihrem eigenen Wohnhaus fühlt sie sich sehr wohl und sie betonte besonders, wie wichtig es für sie war, bei ihrem Wohnhauswechsel in die Entscheidung mit einbezogen worden zu sein:

Was ich sehr toll find, ist wie der Michael [Anmerkung: der Leiter des Wohnbereichs] zu mir gesagt hat, mich gefragt hat, ob ich mir vorstellen könnte, in einem anderen Haus zu wohnen, dass er dem Georg mein Zimmer geben könnte und so, ja, ok, mach ich gerne, und das hat er nicht so hinter meinem Rücken gemacht, das war gar nicht, er ist auf mich zugekommen, hat mich gefragt (6/301)

Sie erzählte dass es auch Regeln in der Dorfgemeinschaft gibt, zum Beispiel dürfe Christian seit ihrer Trennung nicht mehr in ihrem Zimmer sein oder sie dürften nach Ausflügen nicht zu

spät zurück ins Haus kommen. Sie fand diese Regeln gut, überhaupt sagte sie, dass ihr Verhältnis zu den Betreuern\*Betreuerinnen in ihrem Wohnhaus sehr gut sei, sie würden für sie eine Ersatzfamilie darstellen:

Die Marion und der Martin [Anmerkung: Betreuer\*in in ihrer Wohngruppe] haben eine Vater- und eine Mutterrolle quasi für mich und die Sissi [Anmerkung: Betreuerin in ihrer Wohngruppe] ist wie eine Schwester (kurze Pause), ich hab ja keine Geschwister und die Leute, die sich um mich sorgen und sich um mich bemühen (kurze Pause) ist wie eine Schwestern Beziehung und das find ich echt toll! Manchmal gibt es Streitereien, aber so

Wo ist der Unterschied zwischen der Marion und der Sissi? Warum sagst du, dass du die Marion mehr als Mutter siehst und die Sissi mehr als Schwester?

Weil die Marion ist so als Ersatzmama, wenn ich krank bin und wenns mir nicht gut geht, dann kümmert sie sich irgendwie wie die Mutter eigentlich um das Kind und das macht die Marion (6/364)

Sie kann sich ein Leben ohne Betreuer\*innen nur schwer vorstellen, auch ihre Mitbewohner\*innen hat sie gerne um sich, vor allem Eva. Die Schwere der Behinderung spielt dabei keine Rolle (6/398), sich selbst sieht sie „in der Mitte“:

Ich sehe mich in der Mitte eigentlich (kurze Pause), ich hab auch eine Behinderung, aber das sieht man halt nicht (kurze Pause) und dann ist mir das egal (6/417)

Am Ende des Interviews erzählte Sonja, dass sie sich trotzdem wünschen würde, einmal wegzuziehen und eine eigene Familie zu gründen. Im Moment sei sie aber sehr zufrieden mit ihrem Leben in der Dorfgemeinschaft und würde nichts ändern wollen.

Die beiden Gespräche mit Sonja waren Dank ihrer guten Fähigkeit sich auszudrücken, sowie ihrer Offenheit und Bereitschaft, von ihrem Leben zu erzählen, besonders aufschlussreich. In den darauffolgenden Interviews mit Anna traten erstmals erhebliche Schwierigkeiten in der Interviewführung auf.

## **4.2 Anna**

Anna war mit ihrer kommunikativen und offenen Art bereits während der gesamten Zeit meiner teilnehmenden Beobachtung eine meiner Hauptinformantinnen. Innerhalb von drei Tagen führten wir zwei Interviews in ihrem Zimmer

Bei unserem ersten Interview begann sie sofort, mir von der Trennung von Alexander zu erzählen. Ihr Erzählfluss stockte aber, als ich begann, ihr Fragen zu stellen und unser Gespräch den Charakter eines Interviews annahm. Da sie schüchtern und blockiert reagierte, versuchte ich, unserem Interview den formellen Charakter zu nehmen und die Situation

aufzulockern. Daraufhin fand sie schnell ihren Redefluss wieder. Da Anna häufig abrupt das Thema wechselte oder unzusammenhängende Gegenfragen stellte, entwickelte sich das Interview zu einem sehr offenen Gespräch.

Nachdem ich Anna das Aufnahmegerät erklärt hatte, begann sie sofort von ihrer kürzlich erfolgten Trennung von Alexander zu erzählen. Dabei wirkte sie euphorisch und erleichtert:

Weißt du schon das Neueste? (kurze Pause, klatscht in die Hände) Vorbei mit ihm! Ja, endgültig! (2/15)

Die Trennung sei der Wunsch ihrer Mutter, aber auch ihr eigener gewesen (2/25). Danach wechselte sie abrupt das Thema, sprach vom Sommerfest und fragt mich über meinen Urlaub aus. Als ich versuchte, das Gespräch wieder auf sie zurück zu lenken und sie bat, etwas über sich selbst zu erzählen, reagierte sie blockiert und kurz angebunden (siehe auch weiter unten, Probleme bei den Interviews):

Ja (kurze Pause) und (kurze Pause) und ich lebe hier seit zwei Jahren (kurze Pause) und (kurze Pause) ja (kurze Pause) ich tu manchmal Fahrrad fahren (kurze Pause) oder (kurze Pause) oder (2/187)

Sobald das Gespräch wieder einen informelleren Charakter bekam fand sie ihren Erzählfluss aber schnell wieder. Um ihren Redefluss nicht zu blockieren, gestaltete ich den Rest des Interviews sehr offen und versuchte nur hin und wieder, das Gespräch thematisch zurück zum Leitfaden zu lenken.

Anna erzählte mir, wie schwierig es für sie war, sich in der Dorfgemeinschaft einzuleben und von ihrer Familie getrennt zu sein, mittlerweile fühlt sie sich aber wohl, vor allem weil sie hier Freunde gefunden hat, wie Alexander, Sonja und Stefan. Sie erzählte auch von Doris und Daniel, ihren Freunden, die verstorben sind. (2/250)

Anna erzählte, dass sie in ihrer Familie die Einzige mit einer Behinderung sei, und dass das manchmal schwierig für sie sei, weil sie von manchen Dingen ausgeschlossen bliebe:

Wenn ich ganz normal wäre, hätte ich längst den Führerschein in der Tasche! Aber es geht gar nicht jetzt nicht mehr, wegen meiner Behinderung (2/351)

Sie sagte, sie denke viel darüber nach, wie anders ihr Leben ohne eine Behinderung verlaufen könnte:

Dann könnt ich Fahrrad fahren, also auf ein normales Fahrrad, dann könnt ich Rollschuhlaufen (2/394)

Anna würde gerne selbstständig sein, mit einer eigenen Wohnung und einem Job als

Friseurin, Kellnerin oder Kassiererin. Sie erzählte mir von ihrer Familie und ihren Geschwistern, die ihr sehr wichtig seien. Auch zu ihren Freunden in der Dorfgemeinschaft und zu den Betreuer\*innen habe sie eine gute Beziehung. Die Betreuer\*innen findet Anna vor allem praktisch gesehen wichtig, als deren Aufgaben nannte sie neben Wäsche waschen:

Einkaufen, Essen kochen (kurze Pause) dass man mit ihnen redet manchmal, wenn es nicht klappt, wenn sie Zeit haben (2/595)

Allerdings leidet sie unter der ständigen Fluktuation der Betreuer, sie schweift ab und erzählt von ihren alten Betreuern, die nicht mehr in der Dorfgemeinschaft arbeiten (2/612). Abgesehen von ihrer Familie habe sie nur wenig Kontakt zu Menschen außerhalb der Dorfgemeinschaft. Außerdem habe sie bereits einige negative Erfahrungen gemacht:

Die [Menschen außerhalb der Dorfgemeinschaft] sehen mich anders (kurze Pause), die sehen mich anders und die lachen mich manchmal sogar aus (kurze Pause) und die spotten über mich (2/800)

Sie würde sich wünschen, dass sich die Menschen außerhalb der Dorfgemeinschaft mehr für sie interessieren und nicht über sie spotten würden. Danach erzählte sie wieder von ihrer Familie, die gerade im Urlaub ist, und wie gerne sie dabei wäre, allerdings müsste sie dazu Fahrradfahren können (2/967). Sie wird aber mit ihrer Wohngruppe in den Urlaub fahren und möchte gerne mit Sarah ein Zimmer teilen. Sarah und Johannes nennt sie als ihre Freunde im Wohnhaus, dass beide eine schwere Behinderung haben und nicht sprechen, mache ihr nichts aus (2/1107). Allerdings konnte Anna die Bedeutung einer Freundschaft nicht verbal in Worte fassen.

Während des Gesprächs war Anna die meiste Zeit sehr kommunikativ. Dabei wechselte sie allerdings häufig das Thema und reagierte wenig auf Nachfragen. Dagegen wirkte sie sehr interessiert an meinem Leben und stellte mir viele Fragen dazu. Durch diese plötzlichen Themenwechsel und Gegenfragen wurde das Gespräch häufig in unvorhergesehene Richtungen gelenkt, beispielsweise sprach sie zwischendurch über Fußball oder ihre Haarlänge.

Das zweite Interview mit Anna gestaltet sich um einiges schwieriger. Sie erklärt sich zwar zu einem weiteren Interview bereit, war aber von Beginn an eher unkommunikativ und wirkte unbeteiligt. Auf meine Fragen antwortete sie nur kurz angebunden. Im Gegensatz zum ersten Interview gab es nur wenig Themenwechsel und Gegenfragen.



Wir sprachen kurz über Unternehmungen mit ihren Freunden und die Regeln der Dorfgemeinschaft. Sie würde gerne mehr mit ihren Freunden unternehmen, auch außerhalb der Dorfgemeinschaft abends ausgehen, allerdings sei das nicht ohne Begleitung durch eine\*n Betreuer\*in erlaubt. Sie kenne diese Regeln, schätzt sie jedoch nicht besonders:

Die [Regeln] interessieren mich auch gar nicht [...] am liebsten würde ich sie ignorieren (3/155)

Überhaupt wünsche sie sich mehr Ruhe und Zeit für sich (3/232). Dann klagte sie über die Hitze und Müdigkeit und wir mussten das Gespräch abbrechen. Nach Ende des Interviews brach sie in Tränen aus und erzählte mir wie sehr sie ihre Familie vermissen würde.

### **4.3 Christian**

Christian ist eher ruhig, wenig gesprächig, außerdem spricht er relativ unverständlich. Wir unterhielten uns in seinem Zimmer über seine Freunde, die Dorfgemeinschaft, seine vergangene Beziehung zu Sonja und den Gründen ihrer Trennung.

Christian erzählte mir, dass es für ihn zu Beginn schwierig war, sich in der Dorfgemeinschaft einzugewöhnen, aber dass er sich mittlerweile wohlfühlen würde, vor allem weil er ein eigenes großes Zimmer mit Bad hat (4/32). Christian hat Freunde innerhalb und außerhalb der Dorfgemeinschaft, da er in der Holzwerkstatt einer anderen Einrichtung arbeitet. In der Dorfgemeinschaft nannte er vor allem Sonja als seine Freundin. Mit ihr war er einmal im Kino, sonst unternimmt er nicht viel mit Freunden. (4/105) Mit Sonja war er früher zusammen, er erzählte mir davon, dass sie dann begonnen habe mit ihm zu streiten, auf Nachfragen konnte er sich aber weder daran erinnern worüber, noch wie lange ihre Beziehung gedauert hat:

Du, das weiß ich nicht mehr, das ist schon so lange her, ja (4/226)

Überhaupt reagierte er auf Nachfragen, wenn mir in seinen Erzählungen etwas unklar war, häufig mit: „Weiß ich nicht“. Er erzählte weiter, dass Sonja ihm während ihrer Beziehung wiederholt Geld aus seiner Tasche gestohlen und ihn geschlagen habe und dass es deshalb zu einem Gespräch mit einer Betreuerin und zur Trennung gekommen sei. Es gäbe auch weiterhin Gespräche mit Sonja wegen dieser Problematik:

Ja, die Marion macht immer mit der Sonja Gespräche und alles [kurze Pause] na [über] alles, was sie

nicht mehr tun soll! (4/313)

Allerdings konnte er den Unterschied zwischen einer Beziehung und einer Freundschaft nicht erklären und meinte, dass sich nichts seit ihrer Trennung verändert habe:

Hat sich was geändert wie ihr euch getrennt habt?

Nein

Kannst du mir dann sagen, was da der Unterschied ist zwischen einer Freundschaft und einer Beziehung?

Das weiß ich nicht (4/339)

Dafür erzählte er mir, was an Sonja so besonders für ihn sei und was ihm an ihr gefällt:

Naja, dass sie gut aussieht und so und nett ist, und mir hilft, als meine Oma gestorben war [kurze Pause] als mein Papa krank ist, mein Papa hat Krebs gehabt [kurze Pause], deswegen (4/350)

Aber auch die Betreuer\*innen seien wichtige Bezugspersonen für Christian, denn sie würden sich um ihn kümmern, wenn er krank ist. Er schilderte eine solche Begebenheit, in der ihm die Betreuer\*innen besonders geholfen haben:

Und dann hab ich die Marion angerufen, hab gesagt, mir ist schlecht, ich hab im Bus gebrochen gehabt und der Bus hat mich nicht aussteigen gelassen, hat hinten und vorne die Tür zu gemacht, hat die hat die Polizei angerufen und die haben mich fast festgehalten! (4/385)

Diese Situation zeigt deutlich die Schwierigkeiten und Diskriminierungen, denen Menschen mit geistiger Behinderung in der Mehrheitsgesellschaft ausgesetzt sind.

Christian erklärte, dass er lieber innerhalb als außerhalb der Dorfgemeinschaft leben würde:

ja also hier find ichs schon besser (4/456)

Er würde auch nichts an seinem momentanen Leben ändern wollen.

## **4.4 Barbara**

Aufgrund ihrer starken geistigen Behinderung und sprachlichen Zwänge erforderte das Interview mit Barbara ein besonders hohes Maß an Verständnis und Einfühlungsvermögen.

Schon der Beginn unseres Gesprächs zeigt sehr deutlich die Schwierigkeiten, die in unserem Interview auftraten (siehe auch Unterkapitel Probleme und Schwierigkeiten in den Interviews):

Das ist anonym, weißt du, was das heißt?

Anolü

Anonym, das heißt, dass ich deinen Namen nirgends sage, ja?

Du fragst mich was und ich geb dir die Antwort

Genau so ist das

Ich bin jetzt bereit

Sehr schön, freut mich! Möchtest du für den Anfang vielleicht einfach ein bisschen erzählen, wer du bist?

Ohne Namen?

Nein, kannst du gerne deinen Namen sagen, ich mach den dann weg

Ich bin die Barbara (kurze Pause), mir gehts gut (kurze Pause) und ich hab mich schon eingelebt in dem Haus (5/3)

Sie erzählte mir, dass es ihr in der Dorfgemeinschaft „ur-super-gut“ gefallen würde (5/39) und dass sie sich von Beginn an wohlfühlt und viele Freunde gefunden habe (5/130). Allerdings erklärte sie mir, dass sie nicht viel mit ihren Freunden unternehmen würde, da diese keine Zeit für sie hätten. Barbara würde gerne öfter mit anderen Spazieren gehen. Neben ihren Freunden Andres und Christian seien die Betreuer\*innen ihre wichtigsten Bezugspersonen. Sie konnte mir aber keinen Unterschied zwischen Freunden und Betreuer\*innen erklären. (5/218) Außerhalb der Dorfgemeinschaft hat Barbara keine Freunde oder Bekanntschaften. Sie betonte nochmals, dass sie gerne hier leben würde:

Da fühl ich mich sicherer [...] wegen die Autos (4/365)

Die Betreuer\*innen nannte Barbara als weiteren Grund, warum sie sich in der Dorfgemeinschaft sicherer fühlen würde. Die Aufgabe der Betreuer\*innen sei es, ihre Wünsche zu erfüllen (4/385).

Der Tod eines Betreuten, mit dem sie eine Zeit lang im gleichen Wohnhaus gelebt hatte, beschäftigte sie sehr (4/427).

Das Interview mit Barbara gestaltet sich schwieriger als die bisher geführten Interviews. Zwar war sie sehr motiviert und bemüht mir weiterzuhelfen und meine Fragen zu beantworten,

allerdings verstand sie häufig die Bedeutung meiner Fragen nicht, wiederholte mich und sprang zu anderen Themen.

Ein weiteres Interview, das sich besonders problematisch gestaltete, wenn auch aus völlig anderen Gründen, war das folgende Gespräch mit Stefan.

## 4.5 Stefan

Das Interview mit Stefan gestaltete sich sehr speziell. Sein einziges Gesprächsthema war Christian und seine Beziehung zu ihm. Er erzählte mir ausführlich, dass die beiden einmal ein Paar gewesen seien, und dass er schwanger geworden wäre und ein Kind von Christian bekommen habe, das er „Albin“ genannt hätte:

Und dann bin ich hergezogen, und dann hab ich ihn so gesehen am Fahrrad, da ganz allein zu stehen mit der Sonja, manchmal die waren da, dann hab ich mich in ihn verliebt und so, dann, wenn ich ihn gesehen hab, war ich ganz schwach einfach bei die Knie, innerlich (kurze Pause) war ich ganz schwach einfach, und ich denk mir, (unverständlich) ich weiß nicht was ich ihm sagen soll (kurze Pause), weil damals war es total kompliziert, ja, die Marion hab ich versucht rauszuhalten, den Martin versucht rauszuhalten [...] na weils sie gesagt haben, ja naja, er will mich nicht, ich soll, da war ich dann unglücklich, war ich sehr unglücklich halt und sehr verletzend, auch, und dann nach der Trennung hat er mit mir Schluss gemacht, dann war ich dann schwanger von ihm (kurze Pause), hab ich dann den Albin dann kriegt (7/81)

Er beschrieb mir auch detailreich die Schwangerschaft und Geburt:

Ja das war, da hab ich viele Gummibärli gegessen in der Schwangerschaft [...] dass ich dadurch eine Hausgeburt gehabt habe und, dass ich gesagt hab, ich schaffe das schon, ich hab ja die Hebamme gehabt (unverständlich) und hab ja die Hebamme gezahlt für die Hausgeburt 20 Euro, hab natürlich mit Kaiserschnitt (7/101)

Die Frage, ob diese Geschichte wirklich passiert sei, bejahte er (7/112). Während des Interviews war es mir nicht möglich, andere Dinge mit ihm besprechen, da er immer wieder auf diese Geschichte zurückkam. Dafür erzählte er mir weiter von Christian, seiner Beziehung zu ihm und der Zeit nach der Geburt:

Dann hab ich auf den Vaterschaftstest warten müssen und dann hab ich gelesen dass er der Vater ist, dass er der Vater ist [...] dann war ich einfach sehr unglücklich, hab nur mehr geweint (7/121)

Er erklärte mir, dass „Verena von Schlattenberg“ sein Künstlername sei, der sich von einem Charakter einer Fernsehserie herleiten würde, in der auch ein schwules Paar eine Rolle spielt. Danach erzählte er wieder von Christian und von seiner unglücklichen Liebe zu ihm und dass er von den Betreuer\*innen in dieser Beziehung nicht unterstützt würde. Stefan meinte, dass er

abgesehen von Christian keine Freunde innerhalb oder außerhalb der Dorfgemeinschaft habe und auch nicht haben wolle (7/637).

Mit einer Frage nach seiner Zukunft und seinen Zukunftswünschen konnte Stefan nichts anfangen. Das Interview wurde immer wieder durch seinen Tick unterbrochen, die Sauberkeit seiner Brille zu kontrollieren und sich verbal zu versichern, dass sie sauber sei.

Das Gespräch mit Stefan brachte nur wenige Antworten auf Fragen und Themen, die in meinem Leitfaden festgelegt waren. Seine Beziehung zu Christian beschäftigte ihn so sehr, dass er immer wieder darauf zurückkam.

## 4.6 Alexander

Mit Alexander führte ich zwei Interviews im Garten der Dorfgemeinschaft. Er war sehr motiviert und hatte mich schon davor mehrmals darauf angesprochen, dass er auch gerne Interviews geben würde. In den beiden Gesprächen war er sehr kommunikativ und erzählte mir ausholend von seinen Projekten und seiner Beziehung zu Anna. Im Gegensatz zu früheren, informellen Gesprächen bediente er sich während der Interviews einer sehr umständlichen Sprache und eines komplizierten Satzbaus. Alexanders Aussagen blieben daher zu einem beträchtlichen Teil recht unverständlich. Nach dem Ende der Interviews wechselte er zu einem einfachen und verständlicheren Satzbau zurück.

In unserem ersten Interview erzählte er mir gleich, dass er schon lange in der Dorfgemeinschaft lebt und dass es ihm gut gefallen würde, allerdings versuchte er auch Kritik anzubringen:

Naja, es ist schon bisschen so ganz gerne will ich nicht so immer so gerne

So ganz was?

So ganz gerne will ich nicht der Dorfgemeinschaft nicht

Warum? Was genau, kannst du mir das erklären?

Äh, ich werd so wie andere ich helfe für behinderte Menschen anders helfe ah notwendig ist wie ich andere Dinge helfe die anders

Gib mir mal ein Beispiel, ich hab das jetzt nicht ganz verstanden, was genau gefällt dir nicht oder was genau sollte anders sein?

Na, wenn ich meine Schützlinge, alle meine Schützlinge umgehe, das muss irgendwie anders unklar umgehen, so wie ichs meine Meinung bau für nicht die Anthroposophen (unverständlich), sowie die Caritas oder so ähnliche sicher Einrichtungen oder so ähnlich wie die sind, so irgendwie umgehen mit den Leuten ja doch (8/51)

Auch auf Nachfragen was er genau damit sagen wolle, ist seine Antwort recht schwer interpretierbar:

Da in der Dorfgemeinschaft, in der Dorfgemeinschaft ja na gut, wenn man umgeht mit den Menschen so wie hier in der Dorfgemeinschaft (kurze Pause), ganz so eine Art, dass man einfach die Anthroposophen oder wie anders, dass man frühsteht wird, wie man wie anders ist und (kurze Pause) die ganze (kurze Pause) Sache, dass man wirklich (kurze Pause) komplett anders ist, wie man so stellt sich da drauf (kurze Pause), dass man wirklich wie anders, wie ein Menschen mit dem Umgriff (kurze Pause) ist und dann beteiligt wird, wie genau (kurze Pause) wird es gemacht und wie genau wird sich es, es ist ich hab die Menschheit so sehr Gerechtigkeit und für behinderte Menschen mach ich auch ganz viele Sachen, was und nicht ist und ja (kurze Pause), es ist ja ganz viele Sachen in der Dorfgemeinschaft, was ich sagen werde (8/85)

Er erzählte, dass er sich mit seinen Mitbewohnern\*Mitbewohnerinnen sehr gut verstehe. Als seine Freunde nannte er allerdings keine\*n seiner Mitbewohner\*innen, sondern neben einem anderen Betreuten auch den Personalverantwortlichen der Dorfgemeinschaft und die Frau des Leiters des Wohnbereiches. Unter einer Freundschaft verstand Alexander vor allem dass man gemeinsam etwas unternehmen könne:

Freundschaft ist so, dass man wirklich genau so sitzt auch ein Freundin ist oder Freundschaft ist, ist dass so dass man zusammen mit denen was machen kann und mit denen auch tun kann, es ist so dass man wirklich so mit Bewegung zu den (unverständlich) und da hineinzieht, es ist so (kurze Pause) einfach im Laufe des so hineinzieht, dass ganze mit Freundschaft und viel mit denen zu tun haben (8/171)

Als Beispiel nannte er seinen Mitbewohner Marcel mit dem er mit dem Bus nach Liesing fahren würde um Abenteuer zu erleben:

Lebensmittel kaufen und bisschen die Züge anschauen, bisschen zugfahren, bisschen bummeln, bisschen so Abenteuer machen (8/183)

Alexander würde gerne noch viel mehr mit seinen Freunden unternehmen. Er sagte mir, dass er auch Freunde außerhalb der Dorfgemeinschaft habe, in „seiner“ Pizzeria (seine Eltern besitzen eine Pizzeria in Eisenstadt) und erzählte mir ausführlich von seinen verschiedenen Projekten: Er sei Sportlehrer, möchte gerne die Pizzeria fertig bauen, eine Weltreise machen und wäre gerne Naturforscher:

Ich möcht weiter rumgehen, weiter behinderten Menschen helfen, weiter in der Pizzeria arbeiten, dort ja ich hab viele Sachen, das ist Zukunft bringt mir viel voran, dass man wirklich mit mehr Leuten wirklich (kurze Pause) zu zusammen geht (kurze Pause) und dass man wirklich mit den auch zusammen mit den zusammen haltet und dass man (unverständlich) und ich bekomme jetzt dass die neue Pizzeria auch aufgemacht wird für mich und dass ich glücklich bin sein werde (kurze Pause) und ja ganz viele Sachen werde ich sicher machen, ich weiß nicht wie lange ich in der Dorfgemeinschaft bleibe und vielleicht, wenn ich vorschlage, wenn ich in die Steiermark zieh und wenn ich eine Frau finde, die mich finde, weißt was ich mein, wenn so viel ich mache, ich werd viele vielleicht eine Weltreise machen, viele und

Naturforscher, bisschen mit der Natur auch was machen, versuchen Naturverschmutzung (unverständlich), in diese Richtung (8/312)

Alexander hat konkrete Vorstellungen von seiner Zukunft, die er in ähnlicher Weise beschreibt:

Ja eine richtige Familie aufwachsen, so wie mit der Familie aufwachsen, viel mit der Familie zu tun haben mit Kindern, wenn ich ein Kind auch haben will, viele mit den Kindern etwas machen und viele mit denen zu tun haben, ja und ich hab vorgeschlagen, vielleicht in eine Landwirtschaft, vielleicht ich eine Freundin finde, das war auch meine Zukunft in diese Richtung und (kurze Pause), ja grad so viel in die Zukunft hab ich schon ganz viele, das ist wirklich (kurze Pause) zur Zeit wirklich, dass man wirklich (kurze Pause) ganz genau weiß, wenn man wirklich eine Freundin hat und man heiratet, gut ok, ich bin jetzt verheiratet und so blablabla und dass ich meine Zukunft weiter mit Familie lebe und dass ich weiter mit meiner, wie kann man so sagen (unverständlich) eine Frau habe, so Beispiel heute ein gutes Beispiel, so sagen werde ich weiter so weiter leben und weiter mit der Arbeit machen und schau mal was da noch zusammen bringt, es ist ganz viele Dinge, was man zusammen haltet, die und das wird dann kommen und dann wird vielleicht auch am Bauernhof, wenn ich dort vielleicht eine finde, das wär fein, also ich stell mir gleich eine finde oder nicht gleich, das kommt drauf an, wie es da aussieht, und wenn die Natur sagt, ja ok, ich bin jetzt so und ich bin ein bisschen schwer mit lesen lernen, wenn sie mich da versteht auch noch auch wenn sie gesunden sind, vielleicht kann sie mir auch etwas helfen darauf, ja das heißt, was auf zukommt viel, vielleicht ich mir eine neue Freundin suchen (unverständlich) und viele mit viel machen und dann tu ich ganz viele Sachen anders tun (8/368)

Überhaupt suche er jetzt eine neue Freundin, da er nicht mehr mit Anna zusammen sei. Die Trennung beschrieb Alexander folgendermaßen:

Sie hat so viel rumgenervt, das mach das mach das und dann hab ich genug gehabt, seitdem hab ich das beobachtet aufgemacht und seit dem hab ich, ja es ist Schluss, dass ich Schluss gemacht habe und dass ich nein so gehts nicht [...] am Anfang hat sie (unverständlich), dann hat sie rumgenervt und ich hab rumgenervt, ja dann den zweiten Tag, ja so der Tagesablauf, so wie der da ist, hat sie sich ein bisschen beruhigt und dann ists gut gegangen, dann hat sies so eigentlich verstanden (8/298)

Er erzählte auch, dass die Beziehung früher sehr schön gewesen sei, dass sie bei der Trennung aber nicht mehr so gut wie am Anfang war (8/402). Nachfragen wich er dabei aus und wechselte das Thema, um wieder von seinen Projekten zu sprechen.

In unserem zweiten Interview erzählte mir Alexander mehr über seine Beziehung zu Anna und wie sie sich kennengelernt hatten:

Es war eine (kurze Pause) in der Wollwerkstatt früher ein hübsches Mädchen [...] ah, dann hab ich sie fesch gefunden Mädchen und dann so schnell ist es passiert

So schnell? Wie ist es passiert?

Hab ich gefragt, hast du einen Freund und hat sie gesagt, nein, und dann waren wir zusammen (10/68)

Allerdings haben die beiden nicht im selben Wohnhaus gelebt, weil sie nicht gut miteinander ausgekommen sind. Alexander sagte, er hätte sich dann getrennt, weil sie ihn „genervt“ habe (10/138). Alexander erzählte mir wie sehr er sich eine neue Freundin wünschen würde:

Dass ich eine habe, dass man wirklich mit den ein neue Leben anfangen und dass man wirklich schaut, wo liegt dieses Mal die Kraft, wo finde ich eine und wo bin ich ganz genau (kurze Pause) und auf der Suche bin ich immer noch und (kurze Pause) ja, es ist nur von mir ein Wunder geschehen wird, dass ich noch weiter mit meinen Forschungen meine (unverständlich)

Was willst du forschen?

Dass ich eine Richtige kriege! ja und volle ganz viele (kurze Pause) geben ganz viele Sachen und (kurze Pause) es ist (kurze Pause), wie kann man so sagen, ich habe jetzt für (kurze Pause) sehr (kurze Pause), wir schauen, dass ich ein Mädchen so richtig lieb (10/180)

Danach erzählte er mir wieder von seinen verschiedenen Projekten. Von einem Kindergarten, den er planen würde und von der Arbeit mit geistig Behinderten. Dabei sind seine Aussagen teilweise schwer zu verstehen:

Ja und der Kindergarten, dass wir einen amerikanischen Kindergarten in Österreich aufmachen, dass man wie über zusammen verbindet, dass man Kindern jedem die Sprache machen können und dass man in Österreich auch so [...] in Wien, im Burgenland (kurze Pause), wo es die Möglichkeit gibt mit Kindern (kurze Pause), mit Kindern zu tun ist, wies mit den Kindergarten Bereich ein Bereich so wie Kindergarten ein Bereich für behinderte Menschen eins mit gesunden (kurze Pause), eh getrennt woanders (kurze Pause)

Getrennt?

Ja

Warum getrennt?

Warum getrennt? das ist eine Frage (lacht) es ist so (kurze Pause), wir können es auch zusammen machen auch noch hab ich meinen Vorschlag auch noch gemacht, dass man es wie zusammen will, aber da ist mein Gedanken noch nicht da, wie man (unverständlich) wie genau macht man das, wie macht man es zusammen oder machen wir es nicht zusammen (kurze Pause) er ist kommt drauf an, wie man vorbereiten ist, aufbauen ist, wie wird es aufgebaut, wird es nicht aufgebaut oder wird es (kurze Pause), so wird es sein oder wird es nicht sein, das ist noch zu noch, die Möglichkeit hab ich noch nicht aufgefunden (10/239)

Als ich nachfragte wie das sei mit den Menschen mit Behinderung meinte er:

Das heißt (kurze Pause) ja ganz viele Sachen anders ist, dass ich Menschen mit den körperlichen ist (kurze Pause) oder wie wir sagen Unterschied von den gesunden und den behinderten Menschen, Vergleich ist, bisschen wie anders ist

Wie anders?

Gute Frage jetzt, ja es ist so anders, dass man Menschen mit Behinderung und gesunde Menschen in ihren Augen schaut oder mit ihren Kraft dann so reingeht, so in die Hand reingibt oder so die Hand

Die Hand gibt?



Und du spürst, wie sie fühlen und das Ganze, dem Gesunden kannst du auch sagen, ja ich geb die Hand und fühle das auch noch dazu noch, Menschen in gesunden, gesunde Menschen sollen auch mit behinderten, so wie du, so wie du gesagt hast, treffen und so sollen die gesunden Menschen, die anders sind, das auch wie beweglich sind und was nicht beweglich sind, gibts auch viele gesunde, gibts auch gesunde, die haben bisschen auch Probleme, so wie die behinderten Menschen auch noch haben und das ganze (kurze Pause), ganz viele Probleme (10/335)

Alexander sprach dabei auch von Menschen mit geistiger Behinderung, auf meine Nachfrage versuchte der diesen Begriff folgendermaßen zu erläutern:

Die geistige Be (kurze Pause) geistige Behinderung (kurze Pause) ja ist es, für mich (kurze Pause), darf ich kurz Augen zu machen (kurze Pause), ich kann so, wenn einer blind ist oder geistig nicht da ist, wo er blind ist und tasten können und darum weiß ich, aha, die spüren das, aha, da ist ein Mensch, da ist wer (kurze Pause) und das bei denen wie ich, wo sie hier ist, wo sie spüren, oder Taubstumme, was sie hören und sie können nicht reden (kurze Pause), mit denen zusammen reden oder produzieren oder was denen zu zeigen und mit denen reden, mit diesen Menschen verwickelt sich die Kraft, wie kann man einem Menschen helfen in diese Richtung, dann auch noch weitermachen, dass man Menschen weiter hilft, auch solche behinderten Menschen, auch mit gesunden Menschen, wurscht mit denen die ganze Welt beherrscht, wie ist das Mitmenschen, wie sind wir Menschen, wie sehen wir, das gibt es auch nicht (10/379)

Während der beiden Interviews war zu merken, dass Alexander mich sowohl mit seiner Sprache als auch mit dem Inhalt seiner Aussagen (vor allem von seinen Projekten) beeindrucken wollte, da er sich im Alltag gewöhnlich einer einfacheren und verständlicheren Sprache bediente. Nach dem Interview wechselte er zu dieser einfacheren Sprache zurück und bat mich, ihm bei verschiedenen Schwierigkeiten zu helfen. Zum Beispiel dabei, eine Freundin zu finden oder ein paar Wörter Englisch zu lernen.

## 4.7 Lukas

Lukas wohnt mit seiner Pflegemutter in einer Wohnung über den Werkstätten der Dorfgemeinschaft. Dort konnte ich zwei Interviews mit ihm führen. Die Atmosphäre war beide Male sehr entspannt und Lukas erzählte von seiner eigenen Geschichte, seiner Pflegemutter, über Betreuer\*innen, die er als Ersatzfamilie ansieht und die Dorfgemeinschaft, in der er seit ihrer Gründung lebt. Leider ist seine Sprache teilweise schwer verständlich.

Lukas Leben bisher war nicht gerade einfach, wie er erzählt:

Das ist das ist eine ganz wilde Sache, da war ich im Spital, da bin ich im Spital aufgewachsen, meine Mutter ist aber dann gleich darüber gestorben, hat mich geboren und ist gleich gestorben, weil (kurze Pause) sie (kurze Pause) war ziemlich krank und ich bin geboren mit offenem Rückenmark und ich war (kurze Pause) sehr fraglich, ob ich leben bleiben kann, aber ich bin stark geworden und hab (unverständlich)

Wie ist das nachher passiert im Krankenhaus?

Meine Mutter, wie ich gehört hab, hat vier Bier getrunken, hat sie mich (kurze Pause) und sie war sehr krank (kurze Pause) und dann konnte sie mich nicht mehr betreuen und jetzt und dann hat die Frau B. mich geholt und mich dann da her gebracht, also sie ist meine Pflegemutter (9/63)

Nachdem er seine ersten drei Lebensjahren im Krankenhaus verbringen musste, war Lukas einer der ersten Bewohner der Dorfgemeinschaft, welche von seiner Pflegemutter mitbegründet wurde. Er hat hier bereits in verschiedenen Wohngruppen gelebt und wohnte seit einiger Zeit wieder bei seiner Pflegemutter. Einen Abend in der Woche verbringt er gewöhnlich in der Wohngruppe, in der auch Sonja, Christian und Barbara leben. Lukas erklärte, dass er sehr gerne in der Dorfgemeinschaft lebe:

Ich würde auch nie woanders irgendwo hin fahren, ja weil, weil irgendwer hat gefragt, ob ich vielleicht rausgehen würde, mal irgendwo anders wohnen würde, das würd ich nicht, ich bin so gerne hier, weil da merkt man, dass (unverständlich)

Warum würdest du dich wo anders nicht wohlfühlen?

Weil, weil ich da nicht alleine bin (9/210)

Neben seiner Pflegemutter gehört der hausverantwortliche Betreuer seiner letzten Wohngruppe zu seinen wichtigsten Bezugspersonen (9/122).

Als seine Freunde nannte Lukas die Kinder dieses Betreuers, sowie Thomas, den Pflegesohn einer Betreuerin (9/135). Die Genannten leben alle wie er in der Dorfgemeinschaft und sind um einiges jünger als er. Überhaupt wirken die Beziehungen zu seinen Freunden sehr herzlich:

Weil mit den Kindern vom Sassan ist es so, dass (kurze Pause), da gibt es immer sehr viel Streit, wenn man spielt dann, dann ist es immer so, ich komme hin und die sagen, was machst du und ich sage, darf ich mitspielen, ja und manchmal darf ich mitspielen und manchmal sagen sie nein, nein, du darfst nicht, und dann bin ich (unverständlich) schwierig irgendwie (9/155)

Darüber hinaus unternimmt er nicht viel mit seinen Freunden (9/191).

In unserem zweiten Interview erzählte Lukas mir etwas genauer über sein Leben in der Dorfgemeinschaft und seine Arbeit in der Werkstatt. Er sagte, er würde sich in der Werkstatt sehr wohl fühlen, weil im Gegensatz zu seiner vorigen Gruppe die anderen Betreuten sprechen können und eher fit seien. Besonders gut gefalle ihm:

Dass ich mit Menschen sprechen kann (kurze Pause), weil dort waren nur Rollstühlen dort und das hat mir nicht so gut gefallen dort und aber gefällt mir jetzt diese Werkstatt sehr gut, weil alle sprechen

können, das ist für mich sehr gut [...]außer der Geri ja, aber der versteht auch sehr gut, der versteht sich auch sehr gut mit mir manchmal (kurze Pause), und auch das Arbeiten (unverständlich) mit Leuten, die nicht so viel machen können, und wenn ich mit Leuten, die gut arbeiten können, das merkt man sofort in einer Gruppe, wo Schwächere sind oder Fittere, und das merkt man sofort, das ist ganz was anderes und da tut auch so gut, das merk ich, da bin ich wirklich drinnen in dieser Arbeit, als wenn ich wo anders war, das gefällt mir sehr gut und ich würde auch nie in eine andere Werkstatt gehen wollen (11/110)

Den Wechsel von der Pflegegruppe, in der er lange Zeit gelebt hat, in seine vorige Wohngruppe, beschrieb er als eher schwierig, vor allem weil die Betreuten dort lauter sind, als sie es in der Pflegegruppe waren. Seinen ersten Eindruck beschreibt Lukas wie folgt:

Wie ich das erste Mal dahin gekommen bin, der erste war der Leon, und da hab ich gemerkt oh! Oh, das wird eine Gruppe werden ok, werde mich wohl gut mich erst einfinden, weil ich war in einer Gruppe, wo es sehr leise war und sehr nicht so wild, es waren keine, die viele Rollstühlen waren und nicht so Gehende, es waren mehr Rollstühlen und das merkt man sofort (unverständlich) mit Leuten, die gehen können oder wenn man die (unverständlich), da hab ich gemerkt, das wird ein Leben zumindest werden, naja, lebendig, also das hab ich gemerkt, aber ich hab mich sehr gut eingefunden dort und ja dann war es gut und dann ist der Leon gekommen und dann hab ich gemerkt, der bringt sehr viel Leben herbei und das hat wirklich alles sehr viel Leben gehabt (11/180)

Nachdem er jetzt vorübergehend wieder bei seiner Pflegemutter wohnt, wird er aber voraussichtlich bald wieder in diese Wohngruppe ziehen. Lukas erzählte, dass er manchmal wieder dort ist, um sich einzugewöhnen, dass sich dort aber inzwischen einiges verändert hätte, wie zum Beispiel der Tagesrhythmus oder die gemeinsamen Aktivitäten (11/199). Lukas möchte aber sehr gerne wieder zurück. Auf die Frage, ob er auch in Zukunft in der Dorfgemeinschaft leben wird, meinte er:

Ich glaub schon, dass ich dort bleiben kann, muss ja

Kann, muss?

Oja, will! ich möchte nicht in ein (kurze Pause), ich möchte auch nicht so, dass ich, oder ich möchte schon gerne hier bleiben (11/236)

Mit einer allgemeineren Frage nach seiner Zukunft konnte er allerdings nichts anfangen. Er reagierte mit Schweigen und meinte, das sei noch sehr weit weg (11/232). Lukas erzählte dass er sich sehr zuhause fühlen würde, sowohl bei seiner Pflegemutter als auch in der Gruppe, und froh sei, dass er beides haben kann, die Ruhe bei seiner Pflegemutter und das Zusammensein mit anderen in der Wohngruppe. Als schwierig in der Wohngruppe nannte er einen Betreuten, Leon, der sehr aktiv und laut sein kann:

Er schreit, dieses laut sein und das Kreischen, das (kurze Pause) macht alles sehr anstrengend (kurze Pause), das merken auch die Mitarbeiter, das merken auch nicht nur die Betreuten, auch die Mitarbeiter

sind immer sehr sehr erledigt dann nach dieser Woche, und das hab ich, wo ich dort war, gemerkt, das war nicht einfach für mich (11/339)

Er erzählte, dass auch andere Betreute darunter leiden würden und dass er deshalb sehr froh sei, regelmäßig bei seiner Pflegemutter zu sein. Obwohl er sie höflich mit „Frau B.“ anspricht, sagte er, dass sie für ihn seine Familie darstellen würde, auch seine langjährigen Betreuer zählte er dazu:

Das ist für mich wie eine Familie und ich bin auch sehr zufrieden, dass sie für mich da auch ein bisschen, dass ich einfach merk, ich bin hier in dieser Dorfgemeinschaft gut aufgenommen (kurze Pause), weil wo anders, dass ganz anders sein, da würd ich da sehr schwierig haben, drum bin ich sehr froh, dass ich hier bin, weil da merk ich wirklich, das ist mein Zuhause und das hab ich auch aufgebaut hier, das ist für mich, als ob ich das gegründet hätte (kurze Pause), ich bin ja der erste, ich hab ja das Ganze mit gegründet mit der Fr. B. natürlich (11/397)

Lukas sieht sich also als einen Mitbegründer der Dorfgemeinschaft und identifiziert sich stark mit ihr.

Die Interviews mit Lukas waren sehr informativ, es fiel ihm grundsätzlich leicht, meine Fragen ausführlich zu beantworten und mir von seinem Leben zu erzählen. Nur seine Sprache war teilweise schwer verständlich.

## **4.8 Schwierigkeiten bei den Interviews**

Im Laufe meiner Feldforschung und Interviews war ich auf Grund der geistigen Behinderung der befragten Personen mit einigen Schwierigkeiten und Problemen konfrontiert. Diese möchte ich im Folgenden darstellen.

Wie bereits in der Einleitung erwähnt, musste ich meine ursprüngliche Forschungsfrage, bzw. das ursprüngliche Thema meiner Diplomarbeit *Lebensträume junger Menschen mit geistiger Behinderung* verwerfen, da die meisten meiner Gesprächspartner\*innen mit einer Frage nach ihrer Zukunft nur wenig anfangen konnten (vgl. 7/534; 11/225). Aus dieser Tatsache heraus wählte ich ein neues Thema, das für die Beforschten selbst relevant war und zu welchem sie in den Interviews Aussagen machen konnten. Die tatsächlichen sozialen Gegebenheiten, Bedeutungen und Möglichkeiten im Feld beeinflussten also sehr stark den gesamten Verlauf der Forschung.

Neben diesem allgemeinen Problem der thematischen Einschränkungen traten im Verlauf der Interviews folgende weitere Schwierigkeiten auf, die ich in diesem Abschnitt erläutern werde:

- Spontane Themenwechsel und unzusammenhängende Gegenfragen der Interviewpartner\*innen
- Ausweichende Antworten
- Blockade in der Interviewsituation
- Schwierigkeiten, Fragen zu verstehen
- Realitätsferne Erzählungen
- Stottern/unverständliche Sprache
- Unverständliche Aussagen
- Schwierigkeiten, Angaben zur eigenen Person zu machen (zeitlich etc.)
- Sprachliche Zwänge/Ticks

In jedem einzelnen der Interviews, die ich mit Bewohnern\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft führte, findet sich eine dieser Schwierigkeiten oder eine Kombination von mehreren Punkten.

Eine vertrauensvolle Gesprächssituation und eine gute persönliche Beziehung zu dem\*der Interviewten, sowie eine flexible und offene Interviewführung konnten einige dieser Probleme entschärfen. Die Interviews entwickelten sich dadurch häufig zu sehr freien persönlichen Gesprächen, deren Verlauf stark von meinen Interviewpartnern\*Interviewpartnerinnen gestaltet wurde. Ein positiver Effekt dieser, an die Möglichkeiten der Interviewten angepassten Art der Interviewführung war, dass sie spannende und unerwartete Einblicke in die Lebenswelt meiner Informant\*innen lieferte. Allerdings war es in einigen Fällen schwierig, thematisch nicht zu sehr abzugleiten und zu den Inhalten des Leitfadens zurück zu finden.

Neben diesen Schwierigkeiten möchte ich an dieser Stelle die ungleiche Beziehung zu meinen Informanten\*Informantinnen thematisieren und reflektieren. Ethnographische Forschung bringt in der Regel eine Ungleichheit zwischen Forscher\*in und Beforschten mit sich. Die Kontrolle über die erhobenen Daten, welche verwendet werden, und wie sie verwendet werden, liegt meist beim Forscher\*bei der Forscherin und bringt eine gewisse Verantwortung mit sich. In meiner Feldforschung ist dieses Machtgefälle noch dadurch verstärkt, dass einige meiner Informanten\*Informantinnen nicht in der Lage waren, die Bedeutung einer Forschung oder die mögliche Tragweite ihrer Aussagen zu verstehen (vgl. 5/3). Ich habe daher versucht möglichst sensibel und respektvoll mit den in den Interviews gemachten Aussagen umzugehen.

Im Folgenden möchte ich nun auf die einzelnen, bereits aufgezählten Schwierigkeiten eingehen, mit denen ich besonders in der Phase der Interviewführung konfrontiert war und diese anhand von Beispielen ausführen.

#### **4.8.1 Spontane Themenwechsel und unzusammenhängende Gegenfragen**

In besonders vielen Interviews war ich mit plötzlichen Themenwechseln und Gegenfragen konfrontiert. Einige Gespräche entwickelten sich dadurch in unerwartete Richtungen, die manchmal sehr interessante, wenn auch unvermutete Erkenntnisse mit sich brachten.

Vor allem Anna, die sehr kommunikativ und in Gesprächen recht dominant ist, wechselte oft das Thema und lenkte das Interview so zu bestimmten Themen, die sie beschäftigten. Sie war sehr an mir und meinem Leben interessiert, dadurch kam es nicht selten zu einer Umkehr der Rollen der Fragenden und der Befragten.

Die zwei folgenden Beispiele aus unserem ersten gemeinsamen Interview verdeutlichen dies: Auf meine Frage danach, wie es ihrem Exfreund nach der Trennung gegangen sei, antwortete sie:

Ja auch gut (kurze Pause), auch gut. Schade, dass du nicht auch bei unserem Sommerfest da warst! (2/62)

Im Gespräch über ihren Urlaub und nach der Frage nach dessen Dauer reagierte sie mit einer Gegenfrage:

Drei Wochen? Hast du mich jetzt schon mit dieser Haarlänge gesehen? (2/982)

Weitere Beispiele liefert das Interview mit Barbara, die völlig ohne Zusammenhang mitten im Gespräch das Thema wechselte, um darüber zu sprechen, was sie momentan gerade beschäftigte:

Bin ich brav stehengeblieben beim Kämmen? (5/83)

Wegen meinem Blutdruck, hat die Mama schon angerufen wenn ich duschen war? (5/273)

Diese spontanen Themenwechsel und Gegenfragen ohne Sinnzusammenhang erschwerten es in manchen Interviews erheblich, zu den Themen des Leitfadens zurückzufinden, und führten in einigen Fällen zu längeren Gesprächen über Fußball, Geographie oder Urlaube.

#### 4.8.2 Ausweichende Antworten

Eine ähnlich geartete Schwierigkeit waren ausweichende Antworten. In einigen Fällen wollten oder konnten meine Gesprächspartner\*innen nur wenig oder nichts zu einem Thema sagen. Das Ergebnis waren ausweichende Antworten, häufig gefolgt von einem Themenwechsel.

Zwei Beispiele aus den Interviews mit Alexander verdeutlichen dieses Problem:

Geistig, Behinderung (kurze Pause) ist (kurze Pause), warte, wie kann man sagen, ja (kurze Pause) (Formulierungshemmung) sollen wir auf die Uhr schauen? (10/366)

Auf die Nachfrage, was genau ihm nicht gefällt am Leben in der Dorfgemeinschaft antwortete er wie folgt:

Na, wenn ich meine Schützlinge, alle meine Schützlinge umgehe, das muss irgendwie anders unklar umgehen, so wie ichs meine Meinung bau für nicht die Anthroposophen (unverständlich), sowie die Caritas oder so ähnliche sicher Einrichtungen oder so ähnlich wie die sind, so irgendwie umgehen mit den Leuten ja doch (8/58)

Ähnlich wie im Falle der spontanen Themenwechsel erschwerten solche ausweichenden Antworten die Bearbeitung der Themen des Interviewleitfadens.

#### 4.8.3 Blockade in der Interviewsituation

In einigen Interviews löste das Aufnahmegerät und die Tatsache, dass es sich um ein formelles Gespräch handelte, eine gewisse Hemmung aus. Besonders im Gespräch mit Anna war dieses Phänomen auffällig. In informellen Gesprächen ist sie sehr kommunikativ und kann daher durchaus als eine Schlüsselinformantin betrachtet werden, in der konkreten Interviewsituation wurde sie dagegen plötzlich sehr ruhig und einsilbig. Um eine entspanntere Atmosphäre zu schaffen, versuchte ich dem Gespräch den formalen Charakter zu nehmen.

Der Beginn unseres ersten gemeinsamen Interviews verdeutlicht dieses Problem sehr eindrücklich:

Machen wir es so dass du einmal ein bisschen erzählst über dich, wer du bist, und was du machst?

Hm, das ist mir jetzt peinlich jetzt (kurze Pause)

Einfach kurz sagen, erzähl mal, wer bist du?

Na Anna

Die Anna

Ja (kurze Pause) und (kurze Pause)und ich lebe hier seit zwei Jahren (kurze Pause) und (kurze Pause) ja (kurze Pause) ich tu manchmal Fahrrad fahren (kurze Pause) oder (kurze Pause) oder (2/175)

Auch im Interview mit Alexander merkte ich eine starke Veränderung seiner Ausdrucksweise im Vergleich zu unseren informellen Gesprächen. Im Interview bediente er sich einer besonders verschachtelten Sprache und langer, unverständlicher Sätze. (Siehe auch weiter unten Kapitel „unverständliche Aussagen“).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Problem der Blockade in der Interviewsituation durch einen sehr offenen Gesprächscharakter gelöst werden konnte. Wie schon unter den vorigen Punkten beschrieben, führte auch diese Schwierigkeit zu starken thematischen Abweichungen.

#### **4.8.4 Schwierigkeiten Fragen zu verstehen**

In meiner Feldforschung und besonders im Verlauf der Interviews versuchte ich, mich mit meinen Fragen und allgemein im Umgang an meine Gesprächspartner\*innen anzupassen, trotzdem ergaben sich öfters Situationen, in denen sie mit meinen Fragen oder allgemein, mit bestimmten Themen, nichts anfangen konnten. Wie bereits beschrieben, war der gesamte Bereich der Zukunftsperspektiven für viele nicht nur kein Thema, sondern anscheinend auch außerhalb des Vorstellbaren.

Barbara war eine der Interviewpartnerinnen, die einige Schwierigkeiten hatten, meine Fragen zu verstehen. Der folgende Ausschnitt aus unserem Gespräch verdeutlicht dies:

Wo ist denn der Unterschied zwischen den Betreuern und deinen Freunden?

Zwischen Freunde (kurze Pause) kannst du helfen?

Bei was helfen?

Wegen den Unterschied? (5/218)

Dieser Schwierigkeit versuchte ich mit einfachen Formulierungen zu begegnen. Wurden Themen trotzdem nicht verstanden, so konnte diese Tatsache ebenfalls als ein Ergebnis meiner Forschung in die Analyse einfließen.



#### 4.8.5 Realitätsferne Erzählungen

Ein besonders starkes Beispiel von realitätsferner Erzählung lieferte das Interview mit Stefan, in dem er mir von seiner angeblichen Beziehung zu Christian, seiner Schwangerschaft und der Geburt ihres gemeinsamen Sohnes erzählte. Der folgende Ausschnitt aus unserem Gespräch verdeutlicht dies:

Na weil sie gesagt haben, ja naja, er [Christian] (Formulierungshemmung) will mich nicht, ich soll da, war ich dann unglücklich, war ich sehr unglücklich halt und sehr verletzend, auch, und dann, nach der Trennung, hat er mit mir Schluss gemacht, dann war ich dann schwanger von ihm (kurze Pause), hab ich dann den Albin dann kriegt (7/94)

Im Verlauf meiner Forschung war die Frage, wie mit solchen Aussagen umzugehen sei, ein zentrales Thema für mich. Letztlich habe ich mich entschlossen, auch diese Erzählungen als subjektive Wahrheit anzuerkennen, ihnen allerdings in der Auswertung der Forschung nur eine untergeordnete Bedeutung beizumessen.

#### 4.8.6 Stottern/Unverständliche Sprache

Einige meiner Interviewpartner\*innen hatten eine schwer verständliche Sprache, die Bandbreite reichte dabei von leichtem Stottern, über Echolalie (der Zwang, Sätze und Wörter des Gesprächspartners zu wiederholen) und Dysgrammatismen (grammatikalische Regeln werden bei der Bildung von Sätzen falsch angewandt), bis zu schwereren Behinderungen im sprachlichen Bereich. Dies erschwerte nicht nur die Interviewführung, sondern auch die spätere Transkription und Auswertung erheblich.

Der folgende Ausschnitt aus einem Interview mit Lukas verdeutlicht die Schwierigkeit, den Sinn mancher Aussagen zu erfassen, wenn die Sprache des Gesprächspartners teilweise unverständlich ist:

Weil weil (Stottern) weil ich da nicht alleine bin (Stottern) (kurze Pause) weil weil ich da einfach nicht (unverständlich) in einer anderer wenn ich weg von da wär in Kaltenleutgeben oder so müsste ich erst wieder das Ganze (Formulierungshemmung) (9/216)

Hierbei muss beachtet werden, dass meine Interviewpartner\*innen bereits nach dem Kriterium ihrer sprachlichen Ausdrucksmöglichkeit ausgewählt wurden. Das bedeutet, von den Bewohnern\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft sind diese sieben Informanten\*Informantinnen diejenigen mit den stärksten verbalen Fähigkeiten.

#### **4.8.7 Unverständliche Aussagen**

Ein weiteres Problem, das im Verlauf der Interviews auftrat war, dass sich der Sinn einiger Aussagen nur schwer erfassen ließ. Ein besonderes markantes Beispiel dafür sind die Interviews mit Alexander, der sich vor allem während der formellen Gespräche einer sehr verschachtelten Sprache bediente. Die Folgen waren schwer- bis unverständliche Sätze, wie der folgende Ausschnitt zeigt:

Naja, nicht so einfach, wie man sie denkt, es ist so, dass man viele Menschen zusammen mit Bewegung hat, und das, was so irgendwie (Formulierungshemmung), das heißt (kurze Pause), ja ganz viele Sachen anders ist, dass ich Menschen mit den körperlichen ist (kurze Pause), oder wie wir sagen Unterschied von den gesunden und den behinderten Menschen, vergleich ist, bisschen wie anders ist

Wie anders?

Gute Frage jetzt, ja es ist so anders, dass man Menschen mit Behinderung und gesunde Menschen in ihren Augen schaut oder mit ihren Kraft dann so rein geht, so in die Hand rein gibt, oder so die Hand

Die Hand gibt?

Und du spürst, wie sie fühlen und das Ganze dem Gesunden kannst du auch sagen, ja, ich geb die Hand und fühle das auch noch dazu noch, Menschen in gesunden, gesunde Menschen sollen auch mit Behinderten so wie du, so wie du gesagt hast, treffen und so sollen die gesunden Menschen (Formulierungshemmung), die anders sind, dass auch wie beweglich sind und was nicht beweglich sind gibt's auch viele Gesunde, gibt's auch Gesunde, die haben bisschen auch Probleme, so wie die behinderten Menschen auch noch haben, und das ganze (kurze Pause) ganz viele Probleme (10/335)

In diesen Fällen habe ich versucht, trotzdem die Sinnessenz der Aussagen zu erfassen und zu interpretieren. Dabei bin ich sehr vorsichtig vorgegangen, um der Gefahr, meine eigenen Vorstellungen in diese Gesprächsausschnitte hineinzuzinterpretieren, zu begegnen.

#### **4.8.8 Schwierigkeiten, Angaben zur eigenen Person zu machen**

Einigen Interviewpartner\*innen hatten Schwierigkeiten, Angaben zur eigenen Geschichte beziehungsweise zu Zeitspannen zu machen. Diese Schwierigkeiten traten vor allem in den Interviews mit Christian, Barbara und Lukas auf. Der folgende Ausschnitt aus dem zweiten Interview mit Lukas verdeutlicht dies:

Weißt du, wie alt du warst, wie du hergezogen bist?

Ich war (kurze Pause), das weiß ich nicht ganz genau mehr (11/26)

In den meisten dieser Fälle konnte ich mir die fehlenden Informationen durch informelle Gespräche mit den Betreuern\*Betreuerinnen verschaffen. Weitere Rahmeninformationen und biographische Daten konnte ich den Protokollen der „Biografiebesprechungen“ der einzelnen Informanten\*Informantinnen entnehmen, die mir von den Betreuern\*Betreuerinnen zur Verfügung gestellt wurden.

#### **4.8.9 Sprachliche Zwänge/Ticks**

In den Interviews mit Stefan und Barbara wurde das Gespräch immer wieder durch sprachliche Zwänge unterbrochen. Stefan musste sich beispielsweise immer wieder versichern dass seine Brille sauber sei:

(nimmt seine Brille ab) Sauber oder?

Ja, sauber

Sauber oder? Sauber? Sauber?

Ja, sauber (7/36)

Im Gegensatz zu manchen zuvor beschriebenen Schwierigkeiten, waren diese sprachlichen Zwänge und Ticks kein wirkliches Problem für die Führung und Auswertung der Interviews. Allerdings unterbrachen sie meist abrupt den Gesprächsfluss, sodass danach wieder ein neuer Einstieg in die Thematik gefunden werden musste.

Insgesamt zeigen alle diese Beispiele deutlich auf, welche Schwierigkeiten in der Forschung und speziell in der Interviewführung mit Menschen mit einer geistigen Behinderung auftreten können. Als Forscher\*Forscherin stößt man dabei an manche Grenzen sozialwissenschaftlicher Methoden und ist dadurch gezwungen, kreativ mit den Möglichkeiten und Gegebenheiten im Feld umzugehen.

Wie bereits angedeutet, haben diese „Schwierigkeiten“ auch eine positive Kehrseite, die man als Forscher\*Forscherin anerkennen und nützen sollte. So können unerwartete Reaktionen, spontane Themenwechsel und Gegenfragen, wenn man sich darauf einlässt und dem Gespräch den nötigen Raum gibt, sehr aufschlussreich sein, da sie individuelle Sichtweisen und Einblicke in die Lebenswelt der Informanten\*Informantinnen aufzeigen.

In Verlauf meiner Interviews habe ich mich sehr stark auf diese „Abweichungen“ eingelassen und den Gesprächen einen sehr natürlichen, offenen und freundschaftlichen Charakter

gelassen. Auch wenn diese Art der Interviewführung manchmal thematisch ausuferte, so verdanke ich ihr doch einige wichtige Ergebnisse meiner Forschung.

## 5. Analyse der erhobenen Daten

Grundsätzlich ist menschliches Handeln immer interpretierbar. Auch im Alltäglichen wird der Sinn, der dem beobachteten Verhalten zugrunde liegt, gesucht und gedeutet. Sozialwissenschaftliche Interpretation unterscheidet sich von dieser alltäglichen Form vor allem dadurch, dass sich der\*die Forscher\*Forscherin der Voraussetzungen und Methoden des Verstehens bewusst ist. Die Daten des Forschers\*der Forscherin sind dabei jedoch bereits eine Konstruktion der beobachteten Wirklichkeit, die längst vergangen und nicht wiederholbar ist. Sozialwissenschaftliches Verstehen hat also zum Ziel, die in den Daten erfassten Phänomene und Handlungen zu rekonstruieren und dabei Zusammenhänge und Regeln zu erkennen, die im Alltagsverstehen normalerweise nicht beachtet werden. Als Bezugspunkt dient dabei das Relevanzsystem des Forschers oder der Forscherin, also seine Forschungsfrage. (Soeffner, 2003: 167f)

Im nun folgenden Kapitel werde ich auf diese Weise die im vorigen Kapitel beschriebenen Interviews analysieren und interpretieren. Im Mittelpunkt meines Relevanzsystems steht dabei die Frage nach den persönlichen Beziehungen der Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft innerhalb dieser begrenzten Einheit und nach draußen.

Wie bereits erläutert, stand zu Beginn meiner Forschung die Frage nach Zukunftswünschen und Perspektiven junger Menschen mit geistiger Behinderung. Da dieses Thema allerdings für die Beforschten selbst wenig relevant erschien, bzw. es für viele schwierig war, sich die Zukunft vorzustellen, verlagerte sich die Fragestellung meiner Forschung zu Themen, die direkt im Forschungsfeld von den Bewohnern\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft als zentral erachtet werden. Dies sind vor allem ihre sozialen Beziehungen in ihren verschiedenen Ausformungen, wie Freundschaften, Liebesbeziehungen oder die Beziehungen zu Betreuer\*innen. Ein besonderes Augenmerk lag dabei auf dem Leben in der Dorfgemeinschaft und dem sich daraus ergebende Gefühl von „Innen und Außen“.

In der Auswertung der Interviews folge ich methodisch der Kategorienbildung, wie sie in der qualitativen Inhaltsanalyse von Philipp Mayring beschrieben wird. Im Zentrum der Analyse steht dabei „ein theoriegeleitet am Material entwickeltes Kategoriensystem; durch dieses Kategoriensystem werden diejenigen Aspekte festgelegt, die aus dem Material herausgefiltert werden sollen“ (Mayring, 2002: 114).

Zur Bildung der Kategorien wird das Material schrittweise zerteilt und bearbeitet. Die Kategorien werden entweder induktiv aus dem Material abgeleitet oder sind deduktiv gewonnene, vorab festgelegte Auswertungsaspekte, die dem Material mithilfe eines Kodierleitfadens zugeordnet werden. Für die vorliegende Forschung habe ich eine induktive Kategorienentwicklung gewählt. Dabei ist der „Grundgedanke [...], aus der Fragestellung der Studie abgeleitet und theoretisch begründet ein Definitionskriterium festzulegen, das bestimmt, welche Aspekte im Material berücksichtigt werden sollen, und dann schrittweise das Material danach durchzuarbeiten“ (Mayring, 2000). Wird die erste relevante Textstelle im Material gefunden, so wird aus ihrer Bedeutungssensenz eine Kategorie gebildet. Im Verfahren der *Subsumption* wird jede weitere passende Aussage im Text einer Kategorie zugeordnet. Passt eine neue Aussage in keine der bisher gebildeten Kategorien, wird aber als relevant erkannt, so wird eine weitere Kategorie formuliert. Auf diese Weise wird das Material bearbeitet bis keine neuen Kategorien mehr gebildet werden. Danach wird das Kategoriensystem überarbeitet und kann gegebenenfalls in Überkategorien zusammengefasst werden. (Mayring, 2002: 116f)

Die folgende Tabelle stellt das aus den Interviews abgeleitete Kategoriensystem dar. Dabei finden sich links die Überkategorien, daneben die Unterkategorien. Ganz rechts findet sich bereits eine zusammenfassende Analyse und Interpretation der zugehörigen Aussagen:

**Tabelle 1:** Das Kategoriensystem

Beziehungen	Freundschaft	Grad der Behinderung	Für eine Freundschaft ist es nicht primär ausschlaggebend, wie schwer die Behinderung einer Person ist. Es wurden auch Personen mit schweren Behinderungen als Freunde genannt, beispielsweise Menschen, die nicht mobil oder die nicht in der Lage sich, verbal auszudrücken
		Unternehmungen	Die meisten Unternehmungen finden innerhalb der Dorfgemeinschaft statt, z.B. Besuche und DVD Abende, selten außerhalb, wie z.B. Kino oder Unternehmungen mit den Eltern am Wochenende

Beziehungen		Einschränkungen	Freundschaften und Unternehmungen mit Freunden sind stark eingeschränkt, einerseits örtlich auf die Dorfgemeinschaft, andererseits müssen auch Unternehmungen innerhalb der Dorfgemeinschaft mit den Betreuer*innen abgestimmt werden (wann/was/wo)
		Innen/Außen	Die meisten Informant*innen haben Freunde nur innerhalb der Dorfgemeinschaft, Ausnahmen bilden diejenigen, die in Werkstätten anderer Einrichtungen arbeiten
		Tod	Der Tod von Bekannten und Freunden ist ein wichtiges Thema und beschäftigt die Informanten*Informantinnen sehr. Die meisten Bewohner*innen der Dorfgemeinschaft bleiben ein Leben lang dort
	Liebesbeziehungen	Bedeutung	Der*die (Ex-)Partner*in wird immer als wichtige Bezugsperson beschrieben, einige meiner Informant*innen können allerdings keine Abgrenzung zu Freundschaft ziehen
		Einschränkungen	Eltern und Betreuer*innen haben großen Einfluss, sie können über den Umfang (durch Regeln) oder das Ende einer Beziehung bestimmen

Beziehungen	Familie	Trennung von der Familie	Die erste Trennung von der Familie beim Einzug in die Dorfgemeinschaft wird von allen als sehr schwierig beschrieben, die Familie wird vermisst
		Adoption Pflegefamilie	Für die Betroffenen ist ihre Adoption ein wichtiges Thema, sie drücken Dankbarkeit gegenüber den Adoptions-/Pflegeeltern aus
	Betreuer*innen	Familienersatz	Die Betreuer*innen sind Ansprechpartner*innen bei Problemen, und werden teilweise als Ersatzfamilie bezeichnet
		Hilfe	Hilfestellungen durch die Betreuer*innen werden als positiv bewertet
Innen/Außen	Die Dorfgemeinschaft	Bedeutung der Betreuer	Siehe oben, werden teilweise als Familienersatz oder Freunde bezeichnet
		Positiv/negativ	Positiv: geschützte Umgebung Freunde sind hier Betreuer unterstützen Negativ: bei einigen gibt es Wunsch nach „normalem Leben“ und mehr „Ruhe“ und weniger Einschränkungen /Regeln



Innen/Außen	Die Dorfgemeinschaft	Zukunftswünsche	Die meisten Befragten können mit dem Begriff „Zukunft“ nur wenig anfangen. Diejenigen, welche etwas dazu sagen können, sehen ihre Zukunft Großteils in der Dorfgemeinschaft.  Einzelne Interviewpartner*innen, die eine leichtere kognitive Behinderung haben, wünschen sich ein „normales“ Leben außerhalb der Dorfgemeinschaft
-------------	-------------------------	-----------------	--

Im Folgenden Abschnitt werde ich dieses erstellte System von Kategorien und Unterkategorien mit Hilfe von Interviewausschnitten erläutern und interpretieren. Dabei werde ich thematisch nach den erstellten Kategorien vorgehen. Die vorgestellten Ergebnisse dienen der Beantwortung meiner Fragestellung und sollen einen Beitrag zur Erforschung und zum besseren Verständnis der Lebenswelt und im speziellen der sozialen Beziehungen von Menschen mit einer geistigen Behinderung leisten.

Wie die Interviews sehr deutlich gezeigt haben, spielen im Leben meiner Informanten\*Informantinnen die Beziehungen innerhalb der Dorfgemeinschaft eine übergeordnete Rolle gegenüber den Beziehungen nach Außen.

Dieser Umstand erklärt sich aus der Tatsache, dass sich das Leben der Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft fast ausschließlich in deren Grenzen abspielt. Der Tagesablauf teilt sich, wie weiter oben beschrieben, in zwei große Bereiche, den Wohnbereich und den Werkstätten- und Arbeitsbereich. Diese Beiden sind zwar örtlich getrennt aber doch innerhalb der Dorfgemeinschaft. Von meinen sieben Interviewpartnern\*Interviewpartnerinnen arbeiteten nur zwei in Werkstätten außerhalb der Dorfgemeinschaft. Die meisten Betreuten verlassen die Dorfgemeinschaft, außer zu gemeinsamen Ausflügen oder für (Reit-)Therapien, nur jedes zweite Wochenende, das sie bei den Eltern verbringen. Die Tatsache dieser örtlichen Gebundenheit hat zur Folge, dass Beziehungen innerhalb der Dorfgemeinschaft eine große Bedeutung zukommt. Dies inkludiert sowohl Freundschaften als auch die Beziehung zu den Betreuern\*Betreuerinnen.

Für die Gesamtheit der sozialen Beziehungen der Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft lässt sich grundsätzlich eine gewisse Hierarchie feststellen. Meist werden die Eltern als wichtigste Bezugspersonen genannt, danach die Freunde\*Freundinnen und schlussendlich die Betreuer\*innen. Sehr deutlich wurde dies im Gespräch mit Anna, die eine Frage nach den wichtigsten Personen in ihrem Leben wie folgt beantwortete:

Hm, meine Mutter, meine Geschwister, mein Vater (kurze Pause), Sonja auf jeden Fall (kurze Pause), hmmm Stefan (kurze Pause), äh Alexander, ja (kurze Pause), und dann noch meine ganzen Betreuer (2/559)

Dabei wurden erst die Eltern und Geschwister, danach die Freunde und schließlich die Betreuer\*innen genannt.

## **5.1 Freundschaften**

Innerhalb der Überkategorie der sozialen Beziehungen spielen die Freundschaften innerhalb der Dorfgemeinschaft eine besonders wichtige Rolle. Wenn in den Interviews die Rede auf Freundschaften kam, wurden immer vor allem andere Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft genannt.

### **5.1.1 Grad der Behinderung**

Die meisten meiner Interviewpartner\*innen nannten zuallererst andere Betreute mit leichteren kognitiven Behinderungen als ihre engsten Freunde. Dabei muss beachtet werden, dass aufgrund der Anforderungen an Interviewpartner\*innen, diese ebenfalls eher leichtere kognitive Behinderungen hatten. Allerdings nannten einige meiner Gesprächspartner\*innen auch Personen mit einer schweren körperlichen und geistigen Behinderung. So zählt z.B. Anna eine schwerbehinderte Mitbewohnerin und einen autistischen Mitbewohner, die beide nicht in der Lage sind sich verbal auszudrücken, zu ihren Freunden:

Die Sarah, die Sarahlein, weil mit der kannst du Spaß machen [...] von den Jungs höchstwahrscheinlich der Johannes, ja weil na gut, der kann zwar nicht reden ja, aber trotzdem

Sarah kann auch nicht reden

ja ich weiß aber trotzdem (2/1107)

Aber auch Sonja und Christian zählen Menschen mit einer schweren Behinderung, die nicht in der Lage sind, sich verbal auszudrücken, zu ihren Freunden (4/105). Als Sonja von ihrer

Freundin Eva erzählte, einer jungen Frau aus derselben Wohngruppe, die nicht in der Lage ist zu sprechen, betonte sie, dass es für sie keine Rolle spielen würde, ob und wie stark eine Person behindert sei:

Ja mit der Eva versteh ich mich auch gut, die darf immer zu mir ins Zimmer kommen und wir hören Musik und, und wir fangen zum Tanzen, zum Herumschunkeln an, macht die mir das nach und wenn ich wo ist die Nase, wo ist die Nase, hält sie mir die Nase hin und macht dann bing! Zum Beispiel

Macht es dann für dich einen Unterschied wenn die Leute eine Behinderung haben, eine stärkere Behinderung haben?

Gar nicht! Für mich ist jeder Mensch gleich ob sie jetzt eine Behinderung haben oder nicht (kurze Pause), das sind auch Menschen, die können halt nicht so viel, dass sie anders sind als wir (6/390)

Es lässt sich demnach feststellen, dass, obwohl in erster Linie Personen mit leichteren Behinderungen als Freunde genannt werden, die Schwere der Behinderung in den sozialen Beziehungen der Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft kein Ausschließungsgrund für eine Freundschaft ist.

### **5.1.2 Unternehmungen/Einschränkungen**

Im Verlauf der Interviews konnte der Großteil meiner Gesprächspartner\*innen die Bedeutung des Begriffs *Freundschaft* nicht erklären. Alexander, einer der wenigen, der den Begriff für sich definieren konnte, nannte gemeinsame Unternehmungen als Merkmal einer Freundschaft:

Freundschaft ist, ist das so, dass man zusammen mit denen was machen kann (8/171)

Auch für meine anderen Gesprächspartner\*innen waren gemeinsame Unternehmungen für eine Freundschaft sehr wichtig. Dabei ließ sich eine gewisse Diskrepanz zwischen der Realität und ihren Wünschen feststellen. Alle Befragten gaben an, dass sie gerne mehr mit ihren Freunden unternehmen würden, diese Unternehmungen allerdings aufgrund äußerer oder innerer Einschränkungen nicht umzusetzen seien. Zu diesen Einschränkungen gehören einerseits ganz generell die Grenzen der Dorfgemeinschaft, sowie deren Regeln. Andererseits lassen manche kognitiven und körperlichen Behinderungen viele Unternehmungen nicht zu. (Vgl.: 3/96; 4/117; 5/156; 6/86; 9/191)

Die Wünsche in Bezug auf die Art der Unternehmungen sind dabei sehr unterschiedlich, Anna zum Beispiel erzählt mir in unserem zweiten Interview, dass sie gerne abends mit Freunden ausgehen würde:

Ins Kino gehen (kurze Pause) oder so weggehen abends

Und wohin weggehen abends?

[...]

Überall, auf ne Party

Meinst du außerhalb von der Dorfgemeinschaft?

Jo

Und geht das? Könntest du das machen?

Nein

Warum geht das nicht?

So lange dürft ich nicht, da muss immer ein Betreuer dabei sein (3/96)

Barbara hingegen würde gerne öfters mit ihren Freunden spazieren gehen und nennt als Hinderungsgrund, dass ihre Freunde keine Zeit für sie hätten (5/190). Sonja erzählte (siehe weiter oben), dass sie ihre Freunde manchmal zu DVD-Abenden in ihre Wohngruppe einlädt, aber gerne auch außerhalb der Dorfgemeinschaft etwas unternehmen würde, etwa Museen besuchen, durch die Stadt spazieren oder ins Theater gehen. Sie meinte, dies sei aber für einige zu weit und zu anstrengend, auch würden manche nicht daran interessiert sein (6/86). Lukas würde gerne wegfahren oder mit seinen Freunden Musik hören (9/191).

Es zeigt sich, dass Unternehmungen mit Freunden für meine Informanten\*Informantinnen sehr bedeutsam und gewünscht sind, allerdings unterliegen sie einigen Einschränkungen und können nicht oder nur selten im gewünschten Ausmaß praktiziert werden.

### **5.1.3 Innen/Außen**

Wie ich weiter oben beschrieben habe, verbringen meine Informanten\*Informantinnen fast ihre ganze Zeit in der Dorfgemeinschaft. Dementsprechend erzählen sie übereinstimmend, dass ihre Freundschaften lokal auf die Dorfgemeinschaft beschränkt sind. Ausnahmen bilden diejenigen, welche in Werkstätten anderer Einrichtungen arbeiten und auch dort Freundschaften aufbauen konnten, wie Christian (4/92) und Alexander, der angab, in der Pizzeria seiner Eltern Freunde zu haben (8/208). Sonja meinte lachend, dass sie mit ihrem Pferd befreundet sei:

Hast du eigentlich auch Freunde außerhalb der Dorfgemeinschaft?

Mein Pferd (lacht)

Dein Pferd? (lacht) Und Menschen auch?

Ja, die Johanna, die Besitzerin von dem Reitstall wo ich bin [...] bin ich auch befreundet (6/56)

Die Besitzerin des Reitstalls nimmt Sonja gelegentlich mit dem Auto mit, darüber geht ihre Freundschaft allerdings nicht hinaus (6/68). Alle anderen gaben an, überhaupt keine Freunde außerhalb der Dorfgemeinschaft zu haben, einige, wie zum Beispiel Barbara, waren zufrieden mit ihren Freundschaften (5/337), andere würden sich auch Freunde außerhalb der Dorfgemeinschaft wünschen, wie z. B. Anna, die sich beklagte, dass sich niemand für sie interessieren würde:

[Hast] du eigentlich auch Freunde [...], die außerhalb der Dorfgemeinschaft wohnen?

Nein niemanden!

Niemanden? Warum nicht?

Keine Ahnung

Hast du keine Idee warum nicht?

Anscheinend interessiert sich niemand für mich (3/79)

Es lässt sich also festhalten, dass nicht nur die Unternehmungen sondern auch Freundschaften ganz allgemein in den meisten Fällen auf die Dorfgemeinschaft beschränkt sind, obwohl sowohl ein Wunsch nach mehr Unternehmungen mit den Freunden, als auch nach weiteren Freundschaften vorhanden ist.

#### **5.1.4 Tod**

Ein Thema, das die meisten meiner Interviewpartner\*innen beschäftigte und immer wieder zur Sprache kam, war die Trauer über den Tod von Freunden. Die meisten Bewohner\*innen der Wohnhäuser bleiben nach ihrer Übersiedlung ihr ganzes restliches Leben in der Dorfgemeinschaft. Sonja etwa erzählte mir in beiden Interviews ausführlich von bereits verstorbenen Freundinnen:

die Sarah, die ja auch gestorben ist, mit der war ich auch in der Schule [Pause], die ist ja an Krebs gestorben (Pause, unverständlich), war auch ein sehr schwerer Schicksalsschlag, ich hatte sie ja auch in der Schule, wir waren gemeinsam auf Urlaub, ja wir waren auch im selben Haus (Pause), und dann ist sie plötzlich von uns gegangen [...], die war 26 dann oder 25, in meinem Alter ungefähr (Pause), ihre Mutter hat das auch gehabt, aber sie hat das überlebt, aber die Tochter nicht mehr [...], die nächste Freundin, die eben gestorben war, gestorben ist, ist die Doris (1/149)

Obwohl nicht Teil des Interviewleitfadens und in keinsten Weise von mir intendiert, sprachen auch Christian (4/73), Anna (2/278; 2/300), Barbara (5/421), Lukas (9/25) von sich aus das Thema Tod an, indem sie von Freunden und Freundinnen erzählten, die gestorben sind.

Das Thema ist demnach von besonderer Bedeutung im Leben meiner Informanten\*Informantinnen, da sie regelmäßig mit dem Tod anderer Bewohner\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft konfrontiert werden. Auch wenn die Lebenserwartung von Menschen mit geistiger Behinderung gegenwärtig rasch steigt, so hängt sie doch vor allem von der Schwere der Behinderung ab. Neue Studien zeigen, dass die Sterberisiken von Menschen mit geistiger Behinderung im Vergleich zu der Mehrheitsbevölkerung, vor allem in jungen Jahren, stark erhöht sind. (Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung, 2009: 42)

## **5.2 Liebesbeziehungen**

Zur Zeit meiner Feldforschung gab es unter meinen Informanten\*Informantinnen ein Liebespaar, Anna und Alexander, die beiden trennten sich jedoch eine Woche vor den Interviews. Darüber hinaus gab es ein ehemaliges Paar, Sonja und Christian. Diese Beziehungen werden in der Dorfgemeinschaft respektiert, allerdings müssen sich die Paare den Regeln der Betreuer\*innen und Eltern fügen. Dazu gehört unter anderem, wann und wie lange sie sich sehen können.

Im Folgenden wird die Bedeutung dieser Beziehungen analysiert sowie die Einschränkungen, denen sie unterworfen sind.

### **5.2.1 Bedeutung**

Die Beziehung zum ehemaligen Partner oder zur ehemaligen Partnerin wurde von allen Vieren als gut beschrieben. Christian und Sonja betonen beide, dass der\*die jeweils andere noch immer unter den Freunden die wichtigste Bezugsperson darstellt. Christian nennt Sonja als seine wichtigste Freundin in der Dorfgemeinschaft (4/105) und Sonja sagt über Christian:

[...] er ist derjenige, der mich immer tröstet und er gibt mir auch immer (kurze Pause), wenn ich Probleme hab und so, dann kommt er immer zu mir, oder wenn er Probleme hat

[...]

er ist auch eine wichtige Person in meinem Leben eigentlich (1/337)

Alexander und Anna, deren Trennung zum Zeitpunkt der Interviews erst eine Woche zurück lag, bezeichneten beide das Verhältnis zueinander als gut, auch wenn ihre Beziehung noch

sehr durch den aktuellen Wandel von einer Beziehung zu einer Freundschaft geprägt war (2/562). Anna beschrieb die Situation wie folgt:

Wie war die Trennung?

Ah schon traurig (kurze Pause), aber das ist für mich jetzt besser so (kurze Pause), aber dafür sind wir noch gut befreundet (2/49)

Wie weiter oben beschrieben, können einige meiner Interviewpartner\*innen den Begriff Freundschaft nicht erklären, ebenso fällt es manchen schwer, den Unterschied zwischen einer Freundschaft und einer Beziehung zu beschreiben. Sonja erklärte ihn folgendermaßen:

Eine Freundschaft kann auch zerbrechen, eine Beziehung eigentlich auch, aber in einer Beziehung ist es wichtig, dass man einander vertraut und dass man auch zusammen alt werden kann, wenn man es will [...]

Und was ist das besondere an einer Beziehung?

Das Besondere, man kann sehr viel unternehmen, man kann, ich würd mit ihm einmal nach Amerika fahren und vielleicht mit ihm dorthin ziehen, und die gemeinsamen Interessen, wenn er zum Beispiel Musicals mag, ich mag Musicals, wenn er Pferde mag, ich mag Pferde [kurze Pause], dann weiß ich, es passt und es geht auch nicht: Musicals, aja, was ist das, was ist ein Pferd bitte (6/204)

Ihr Exfreund Christian hingegen hatte Schwierigkeiten, die Begriffe Freundschaft und Beziehung voneinander abzugrenzen, wie der folgende Ausschnitt aus unserem Interview zeigt:

Kannst du mir dann sagen, was da der Unterschied ist zwischen einer Freundschaft und einer Beziehung?

Das weiß ich nicht

Nein?

Das weiß ich nicht mehr (4/339)

Die Frage, ob sich mit der Trennung etwas in ihrem Verhältnis verändert hätte, verneinte er (4/286). Alexander wiederum erklärte zwar, dass eine Freundschaft ganz anders sei als eine Beziehung, konnte den Unterschied allerdings nicht beschreiben (8/521).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der\*die Partner\*in beziehungsweise der\*die Ex-Partner\*in eine wichtige Bezugsperson darstellt. Die Bedeutung einer Beziehung an sich und die Abgrenzung einer Beziehung zu einer Freundschaft, ist für einige der Befragten allerdings unklar und schwer zu beschreiben.

Der nächste Abschnitt soll die Einschränkungen verdeutlichen denen Liebesbeziehungen innerhalb der Dorfgemeinschaft unterworfen sind, sowie der Einfluss von Betreuern\*Betreuerinnen und Eltern beschrieben werden.

### **5.2.2 Einschränkungen**

Wie bereits beschrieben, hat die Anwesenheit der Betreuer\*innen sowie die festgelegten Tagesabläufe und Regeln der Dorfgemeinschaft einen großen Einfluss auf die Beziehungen und Freundschaften der Betreuten. Einen weiteren, nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Beziehungen meiner Informanten\*Informantinnen haben neben diesen „inneren Faktoren“ auch die Eltern „von außen“. Dieser Einfluss der Eltern zeigt sich besonders markant am Beispiel des Interviews, das ich mit Anna geführt habe:

Weißt du schon das neueste? (kurze Pause) (klatscht in die Hände) Vorbei mit ihm! Ja endgültig!

Wie ist das passiert?

Ich hab, meine Nerven waren am Ende! Ich, ich konnte einfach gar nicht mehr mit ihm

Woran lag das?

Meine Mutter, die wollte dass ich mit ihm Schluss mache

Das heißt, du hast Schluss gemacht, weil deine Mutter das wollte?

Ja, diesen Wunsch erfüllt

Und du? Was wolltest du?

Auch

Warum?

Weil (kurze Pause), weil sie waren erstens schon zwei Jahre zusammen gewesen und diese zwei Jahre die haben mir gereicht (2/15)

Auch die Beziehung von Sonja und Christian wurde von seiner Mutter beendet, wie mir die Hausverantwortliche ihrer Wohngruppe in einem informellen Gespräch erzählte. In beiden Fällen haben also die Eltern direkt oder indirekt über das Beziehungsaus entschieden.

Dies zeigt, dass die Eltern eine große Mitsprache selbst in sehr persönlichen Lebensbereichen meiner Informanten\*Informantinnen haben, obwohl diese längst erwachsen sind und nicht mehr im Elternhaus leben.

Wie sich darüber hinaus die Beziehung der Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft zu ihren Familien gestaltet wird im nächsten Teil analysiert.



## 5.3 Die Familie

In den meisten Interviews wurde die Familie beziehungsweise einzelne Familienmitglieder als wichtigste Bezugspersonen genannt, unabhängig davon, ob es sich um eine biologische oder soziale Familie handelte. Ein besonders wichtiges Thema war dabei die Trennung von ihrer Familie, wie ich im nächsten Absatz zeigen werde.

### 5.3.1 Die Trennung von der Familie

Für fast alle meine Gesprächspartner\*innen war die Übersiedlung in die Dorfgemeinschaft und die damit einhergehende Trennung von der eigenen Familie ein schwerer und schmerzhafter Prozess. Ausnahmen bildeten Barbara, die meinte, dass es von Beginn an „schön“ war und sie sich „gefreut“ habe herzukommen (5/91). Eine weitere Ausnahme bildet Lukas, der gemeinsam mit seiner Pflegemutter seit der Gründung in der Dorfgemeinschaft lebt. Ein Beispiel aus dem ersten Interview mit Anna verdeutlicht diese anfänglichen Schwierigkeiten, von der Familie getrennt zu sein:

Wie war denn das am Anfang, wie du hierhergekommen bist?

Schwierig!

Schwierig?

Ich wollte ständig nach Hause, immer

Warum war es so schwierig?

Weil meine Mutter und mein Bruder, die haben mich da her gebracht [...], ich wollte mit denen wieder mitgehen ne (kurze Pause), aber es ging nicht

Und wie hast du dich dann eingelebt?

Mühsam (kurze Pause)

Und jetzt? Wie ist es jetzt?

Ja besser [...] Es gefällt mir schon hier

Ja? Was gefällt dir an der Dorfgemeinschaft?

Kann ich schwer sagen (kurze Pause), kann ich schwer sagen, dass ich Freunde hier habe (kurze Pause) oder (kurze Pause) ja, kann ich echt schwer sagen

Deine Freunde?

Ja! (2/202)

Wie dieser Interviewausschnitt deutlich zeigt, sind Freundschaften ein wichtiger Aspekt, der es den Neuankömmlingen leichter macht, sich in der Dorfgemeinschaft einzuleben. Auch Sonja und Christian betonen sehr stark die Schwierigkeit, von der eigenen Familie getrennt zu werden und in die Dorfgemeinschaft zu ziehen (4/40; 1/112). Allerdings betonen alle meine Gesprächspartner\*innen, dass sie sich inzwischen sehr wohl fühlen.

Diese Aussagen verdeutlichen einmal mehr, wie zentral soziale Beziehungen für die Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft sind. Werden diese sozialen Beziehungen, in diesem Fall die Beziehung zur Familie, durch eine Trennung eingeschränkt und stark reduziert, so wird dies als sehr schmerzvoll erlebt. Der Aufbau neuer sozialer Beziehungen, in Form von Freundschaften in der Dorfgemeinschaft, ist zentral für die Bewältigung dieser Situation und ein positives Lebensgefühl in der Dorfgemeinschaft.

### **5.3.2 Adoption/Pflegefamilie**

Von sieben Interviewpartnern\*Interviewpartnerinnen waren zwei von einer Adoptivfamilie bzw. einer Pflegemutter aufgenommen worden. Für beide war dies ein wichtiges Thema und wurde in den Interviews angesprochen. Sonja wurde bereits als Baby von einer Adoptivfamilie aufgenommen, sie erklärte immer wieder auch in informellen Gesprächen, wie zufrieden sie in ihren Adoptivfamilie sei:

Ja, ich bin adoptiert worden, mit einem Jahr, weil meine leiblichen Eltern mich weggegeben (kurze Pause), und ich weiß bis heute nicht warum (kurze Pause) und ich hab auch keinen Kontakt mit denen, gar nichts mehr, ich kenne sie nur von Fotos her und ich bin mit meiner Familie sehr zufrieden (1/21)

Lukas wurde gleich nach der Geburt von seiner alkoholkranken Mutter verlassen und hat die ersten drei Jahre seines Lebens aufgrund seiner schweren Behinderung im Krankenhaus verbracht. Seither ist seine wichtigste Bezugsperson Fr. B., seine Pflegemutter. In unseren Gesprächen nannte er sie zwar immer sehr förmlich „Fr. B.“, betonte aber, dass er sehr froh darüber ist, dass sie ihn aufgenommen hat (11/360).

Für die Betroffenen ist es also ein wichtiges Thema und beschäftigt sie sehr, dass sie als Säuglinge von einer Adoptiv- oder Pflegefamilie aufgenommen wurden. Beide betonten die Dankbarkeit und Zufriedenheit, die sie gegenüber ihrer Familie empfinden.

Neben Freunden und Familie spielen, wie bereits erwähnt, die Betreuer\*innen eine wichtige Rolle im Leben der Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft. Im folgenden Abschnitt werde ich die Beziehung meiner Informanten\*Informantinnen zu den Betreuern\*Betreuerinnen diskutieren.

## 5.4 Die Betreuer\*innen

Die Betreuer\*innen nehmen eine besondere Position in der Gesamtheit der sozialen Beziehungen der Bewohner\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft ein. Sie regeln das tägliche Leben im Haushalt und bieten überall, wo es nötig ist, Hilfestellungen bei der Bewältigung des Alltags. Die Betreuer\*innen sind zugleich Autoritätspersonen, deren Regeln zu befolgen sind, und wichtigste Ansprechpersonen bei allen individuellen Problemen und Angelegenheiten des Zusammenlebens. Der folgende Auszug aus dem zweiten Interview mit Sonja verdeutlicht die Bedeutung der Betreuer:

Kannst du dir auch ein Leben ohne die Betreuer vorstellen?

Schwer! weil ich halt, wenn ich ganz alleine wär, ich würd die Betreuer vermissen! (6/376)

In den meisten Interviews wurden die Betreuer\*innen in der Wohngruppe, teilweise auch die Betreuer\*innen aus den Werkstätten, als Hauptansprechpersonen bei persönlichen Problemen genannt. Durch ihre Aufgaben und ständige Präsenz ist die Bedeutung der Betreuer\*innen ambivalent: Einerseits werden sie von manchen Informanten\*Informantinnen als eine Art Ersatzfamilie oder Freunde gesehen, andererseits wird ihre Funktion als Dienstleister\*innen betont.

### 5.4.1 Die Betreuer\*innen als Ersatzfamilie

In einigen Interviews wurde die Beziehung zu den Betreuern\*Betreuerinnen mit der Beziehung zur eigenen Familie verglichen. Vor allem Sonja bezeichnete die Betreuer\*innen in ihrem Wohnhaus wörtlich als ihre Ersatzeltern beziehungsweise Ersatzgeschwister:

Die Marion und der Martin haben eine Vater- und eine Mutterrolle quasi für mich und die Sissi ist wie eine Schwester. Ich hab ja keine Geschwister und die Leute, die sich um mich sorgen und sich um mich bemühen, ist wie eine Schwesternbeziehung und das find ich echt toll! Manchmal gibt es Streitereien, aber so

Wo ist der Unterschied zwischen der Marion und der Sissi? warum sagst du, dass du die Marion mehr als Mutter siehst und die Sissi mehr als Schwester?

Weil die Marion ist so als Ersatzmama, wenn ich krank bin und wenn es mir nicht gut geht, dann kümmert sie sich irgendwie, wie die Mutter eigentlich um das Kind und das macht die Marion (6/364)

Auch Lukas erzählte, dass neben seiner Pflegemutter noch drei weitere Betreuer\*innen, die schon lange in der Dorfgemeinschaft arbeiten, wie eine Familie für ihn sind (11/388).

Das Verhältnis zu den Betreuern\*Betreuerinnen wird im Allgemeinen durchwegs positiv bewertet, Anna zum Beispiel nannte die Betreuer\*innen im Interview in einem Atemzug mit ihren Freunden, was mich dazu veranlasste nachzufragen:

Wo sind eigentlich die Unterschiede zwischen deinen Freunden und den Betreuern?

Weiß ich nicht (3/210)

Die Abgrenzung zwischen Betreuern\*Betreuerinnen und den Freunden\*Freundinnen ist wie dieser Ausschnitt zeigt, teilweise durchlässig. Die Betreuer\*innen wurden immer als wichtigste Ansprechpartner bei allen Problemen des Alltags genannt, auch wenn sie nicht als Ersatzfamilie betrachtet werden.

Es zeigt sich also, dass die Betreuer\*innen für einige meiner Interviewpartner\*innen innerhalb der Dorfgemeinschaft die Rolle der Eltern erfüllen. Andere setzen die Betreuer\*innen mit ihren Freunden gleich. In folgendem Abschnitt werde ich eine weitere Funktion der Betreuer\*innen beschreiben, dabei wird ihre Bedeutung an geleisteten Hilfestellungen festmacht.

## **5.4.2 Hilfestellungen**

Einige meiner Informanten\*Informantinnen betonten in den Interviews vordergründig die Bedeutung von Dienstleistungen der Betreuer\*innen. Anna drückte sich in unserem Gespräch folgendermaßen aus:

Wie wichtig sind deine Betreuer für dich?

Sehr!

Sehr wichtig, was machen die so für dich?

Naja, Wäsche waschen (lacht), naja, den Rest mach ich selber

Ja?

Aber ich hab da keinen Bock jeden Tag Wäsche zu waschen (lacht)

Dafür sind die Betreuer da?

Ja

und wofür noch?

Einkaufen, Essen kochen [kurze Pause], dass man mit ihnen redet, manchmal, wenn es nicht klappt (2/577)

Das Verrichten alltäglicher Aufgaben im Haushalt wird als eine zentrale Funktion der Betreuer\*innen gesehen. Noch allgemeiner fasste Barbara die Aufgaben der Betreuer\*innen zusammen:

Was machen die Betreuer für dich?

Wünsche erfüllen (5/383)

Es lässt sich feststellen, dass die Erledigungen alltäglicher Angelegenheiten durch die Betreuer\*innen stark betont und als positiv gewertet wird (4/367).

Generell stellt das Verhältnis zu den Betreuern\*Betreuerinnen für meine Informanten\*Informantinnen neben den Beziehungen zur Familie und zu den Freunden sowie neben ihren Liebesbeziehungen die vierte Hauptgruppe sozialer Beziehungen dar. Im Gegensatz zu den drei anderen Gruppen stehen dabei Hilfeleistungen im Zentrum.

Die Auswertung der geführten Interviews zeigt sehr deutlich die zentrale Bedeutung, die den sozialen Beziehungen innerhalb der Dorfgemeinschaft zukommt. Um dies nochmals zu verdeutlichen, werde ich in folgendem Exkurs über das *Innen/Außen* die Beziehung meiner Informant\*innen zur Dorfgemeinschaft zusammenfassen und interpretieren. Dafür werde ich kurz das Leben innerhalb der Dorfgemeinschaft aus der Sicht ihrer Bewohner\*innen darstellen:

## **5.5 Exkurs: Innen/Außen**

Wie bereits beschrieben wurde, erlebten meine Informanten\*Informantinnen die Trennung von der Familie bei ihrem Einzug in die Dorfgemeinschaft als sehr schmerzlich, dem entsprechend wurde die Eingewöhnungsphase übereinstimmend als sehr schwierig beschrieben.

Trotzdem wird das Leben in der Dorfgemeinschaft grundsätzlich als positiv gewertet, meine Interviewpartner\*innen erklärten durchwegs, dass sie sich hier wohl fühlen und gerne hier leben würden (vgl. 4/26; 4/433; 5/33).

Lukas zum Beispiel kann sich nicht vorstellen, jemals außerhalb der Dorfgemeinschaft zu leben, wie er mir in unserem ersten Interview erklärte

Was gefällt dir hier?

Ja alles! Ja, ich würde auch nie woanders irgendwo hin fahren, ja weil, weil irgendwer hat gefragt, ob ich vielleicht rausgehen würde, mal irgendwo anders wohnen würde, das würd ich nicht, ich bin so gerne hier (9/208)

Für Sonja sind es vor allem die sozialen Beziehungen innerhalb der Dorfgemeinschaft die ihr gefallen und weshalb sie sich hier wohlfühlt:

Na die Freundlichkeit von den Häusern, wenn eine Party stattfindet, zum Faschingsfest sind wir immer alle drüben, im Haus Turmalin, einmal hat mich die Anna eingeladen, da war eine Weihnachtsfeier bei ihr im Haus, bei meinem Ex-Haus sozusagen, da war ich auch dort (kurze Pause) und die Begegnungen mit den anderen Leuten, da begrüßt man einander freundlich

[...]

die Gegend ist sehr schön, es fahren sehr wenige Autos herum, in Wien wär das die ur Huperei und die Abgase und hier hat man die Natur pur (6/242)

Auch andere Informanten\*Informantinnen nannten die sozialen Beziehungen und im speziellen die Tatsache, dass sie in der Dorfgemeinschaft ihre Freunde haben, als wichtigsten Grund, weshalb sie gerne hier leben (vgl. 2/233).

Es wurden aber auch andere Gründe für das Wohlbefinden genannt. Barbara erklärte, dass sie sich in der Dorfgemeinschaft sicher fühlen würde:

Da fühl ich mich sicherer

Warum fühlst du dich sicherer?

Wegen die Autos

Weil hier keine Autos fahren?

Deswegen fühl ich mich sicherer (5/358)

Positiv bewertet wurde auch, dass Entscheidungen wie Wohnhauswechsel mit den Betroffenen besprochen wurden (6/290).

Von meinen sieben Gesprächspartnern\*Gesprächspartnerinnen erklärten allerdings zwei, Anna und Stefan, dass sie lieber außerhalb der Dorfgemeinschaft wohnen würden. Anna erklärte, dass sie sich hier zwar wohlfühlen würde, aber lieber draußen leben würde, um mehr Ruhe zu haben:

Warum würdest du lieber draußen leben?

Da hab ich viel mehr Ruhe

Ruhe wovor?

Vor allen (3/229)

Außerdem wünschte sie sich einen netteren Freund, sie würde gerne arbeiten gehen und Geld verdienen (2/427). Wie Anna wünscht sich auch Stefan mehr Ruhe und würde deshalb gerne alleine leben (7/750). Sonja erzählte in einem Interview, dass sie sich zwar wohlfühlen würde in der Dorfgemeinschaft, hatte aber für die Zukunft den Wunsch, aus der Dorfgemeinschaft auszuziehen:

Dass ich mal hier ausziehe, mein Freund zusammen ziehe, dass wir später mal heiraten werden (kurze Pause) und meine eigene Familie gründe (kurze Pause), vielleicht einen Stall oder so aufbauen (6/440)

Im Allgemeinen wird das Leben in der Dorfgemeinschaft als angenehm gesehen und positiv bewertet. Von sieben Informanten\*Informantinnen würden nur zwei lieber außerhalb der Einrichtung leben. Zentral dafür sind vor allem die sozialen Beziehungen zu den Freunden und zu den Betreuern\*Betreuerinnen sowie zwischen den einzelnen Wohngruppen. Genau diese sozialen Beziehungen und die ständige Konfrontation mit anderen Personen werden zwei meiner Informanten\*Informantinnen aber zu viel, und so wurde mehr Ruhe und „Alleine Sein“ als Grund angegeben, lieber außerhalb zu leben.

Die Aussagen meiner Informanten\*Informantinnen zum Leben in der Dorfgemeinschaft zeigen nochmals sehr eindrücklich die Bedeutung, die den sozialen Beziehungen in ihrer Lebenswelt zukommt, und damit die Relevanz des Themas auch für wissenschaftliche Forschung.

In dem nun folgenden Teil werde ich die vorangegangene Analyse zusammenfassen und die Ergebnisse diskutieren. Dabei werde ich zu Beginn die vier Bereiche Freundschaft, Familie, Liebesbeziehungen und die Beziehung zu den Betreuern\*Betreuerinnen charakterisieren und danach einen Bezug zu den theoretischen Standpunkten der *Disability Studies* herstellen.

## 5.6 Diskussion der Ergebnisse

Thematisch lassen sich die sozialen Beziehungen der Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft in vier große Bereiche einteilen: Familie, Freundschaften, Liebesbeziehungen und Beziehung zu den Betreuer\*innen. Aus Sicht der Informant\*innen ist diese Unterteilung allerdings um einiges durchlässiger. So können einige verbal keine klare Trennlinie zwischen Freundschaften und Liebesbeziehungen oder Freundschaften und der Beziehung zu den

Betreuern\*Betreuerinnen ziehen. Die Beziehung zu den Betreuern\*Betreuerinnen wiederum ähnelt für manche der Beziehung zu ihren Eltern.

Die Eltern stellen die wichtigsten Bezugspersonen für meine Gesprächspartner\*innen dar, dementsprechend wird die Trennung von der Familie und der Einzug in die Dorfgemeinschaft als schwierig und schmerzvoll erlebt. Nach dieser Eingewöhnungsphase fühlen sich meine Informanten\*Informantinnen in der Einrichtung allerdings durchwegs wohl. Freundschaften, die innerhalb der Dorfgemeinschaft aufgebaut werden, erleichtern die Eingewöhnung und tragen maßgeblich zu einem positiven Lebensgefühl bei. Diese Freundschaften finden fast ausschließlich zwischen den Bewohnern\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft bzw. zwischen Personen, die in denselben Werkstätten arbeiten, statt. Durch die ständige Präsenz ihrer Freunde kommt diesen eine wichtige Bedeutung zu. Obwohl meine Informanten\*Informantinnen ihre Freunde gewöhnlich häufig um sich haben, wünschen sie sich, mehr mit ihren Freunden unternehmen zu können, da die Möglichkeiten gemeinsamer Unternehmungen sehr beschränkt sind. Zum Bereich der Liebesbeziehungen war es mir nur sehr eingeschränkt möglich Daten zu sammeln, da sich unter meinen Informanten\*Informantinnen nur ein ehemaliges Liebespaar befand, sowie ein Paar, das sich in der Zeit der teilnehmenden Beobachtung, noch bevor ich Interviews führen konnte, trennte. Es lässt sich aber feststellen dass den Ex-Partnern weiterhin eine bedeutende Stellung unter den Freunden\*Freundinnen zukommt. Ferner haben die Eltern und Betreuer\*Betreuerinnen einen großen Einfluss auf den Verlauf der Liebesbeziehung. In beiden Fällen waren es die Eltern, die durch ihren Wunsch die Trennung ausgelöst haben. Die Beziehung zu den Betreuern\*Betreuerinnen wird einerseits als emotionale Vertrauensbeziehung beschrieben und mit der Beziehung zu den Eltern oder Freunden\*Freundinnen gleichgesetzt; andererseits wird sie stark durch geleistete Hilfestellungen definiert.

Im Rahmen der *Disability Studies* wurden Themen wie Freundschaft und Liebe lange Zeit wenig Interesse entgegengebracht, der Fokus lag stattdessen auf sozialen Barrieren, Ausgrenzung vom Arbeitsmarkt und Menschenrechten. Dabei spielen soziale Beziehungen für fast alle Menschen eine zentrale Rolle im gesamten Verlauf ihres Lebens. Forschungen über die Prioritäten von Menschen mit geistiger Behinderung in Bezug auf ihre Wohnsituation zeigen, dass der Zugang zu sozialen Netzwerken, Familie und Freunden neben dem Bedürfnis nach Privatsphäre als zentral gesehen wird (Shakespeare 2006a: 172). Dieses Erkenntnis wird durch meine eigene Forschung gestützt und untermauert. Im Rahmen der geführten Interviews wurde die Bedeutung der sozialen Beziehungen von all meinen



Informanten\*Informantinnen unterstrichen. Während Forschungen der *Disability Studies* die soziale Isolation, Exklusion und Einsamkeit behinderter Menschen feststellen (Shakespeare 2006a: 171), sowie den durch soziale Barrieren gegebenen Mangel an Möglichkeiten soziale Beziehungen, wie Freundschaften, aufzubauen und aufrechtzuerhalten, betonen, spielen diese Barrieren in der Lebenswelt meiner Informanten\*Informantinnen eine eher untergeordnete Rolle. Stattdessen wurde mir von weitgehend gelingenden und erfüllenden sozialen Beziehungen berichtet, auch wenn ein Bedürfnis nach mehr gemeinsamen Aktivitäten vorhanden war. Natürlich muss dabei festgehalten werden, dass sich diese freundschaftlichen Beziehungen nahezu ausnahmslos auf andere Personen mit geistigen Behinderungen beschränken, Freundschaften zu Menschen ohne Behinderung sind kaum möglich. Der Dorfgemeinschaft kommt dabei eine doppelte und gegensätzliche Funktion zu: einerseits ermöglicht und vereinfacht sie profunde Freundschaften und Liebesbeziehungen innerhalb ihrer Grenzen, andererseits wirkt sie isolierend und verunmöglicht oder erschwert die Entwicklung von sozialen Beziehungen zu behinderten oder nicht-behinderten Menschen außerhalb der Gemeinschaft.

Die Beschränkungen, die das Ausleben sozialer Beziehungen limitieren, waren immer wiederkehrendes Thema im Verlauf der Interviews. Neben der Abhängigkeit von den Regeln und Routinen der Dorfgemeinschaft sowie von Entscheidungen der Betreuer\*innen und Eltern wurden dabei auch durch die individuelle Behinderung bedingte intrinsische Hindernisse genannt. Meine Informanten\*Informantinnen betrachten also Beschränkungen in sozialen Aktivitäten als gemeinsam durch externe und interne Faktoren hervorgerufen. Dies zeigt deutlich die Schwächen des *sozialen Modells* als theoretischer Hintergrund tatsächlicher empirischer Forschung. Eine solche Perspektive, welche Behinderung als Unterdrückung definiert und durch soziale Barrieren erklärt, mag als politisches Instrument der Behindertenbewegung erfolgreich sein und für körperlich behinderte Menschen das primärere Erleben ihrer Behinderung als Einschränkung durch äußere Faktoren (*Disability*) beschreiben. Hierbei wird jedoch das breite Spektrum von Behinderung übergangen, wobei körperlich behinderten Aktivist\*innen und Wissenschaftler\*innen, welche das *soziale Modell* geprägt haben, an einem Ende stehen und geistig-, schwer- und mehrfachbehinderte Menschen sich am anderen Ende befinden. Es erscheint offenkundig, dass das Erleben der individuellen Einschränkung an unterschiedlichen Enden des Spektrums auch unterschiedlich gewertet wird.

Die Negierung und das außer Acht lassen der individuell gefühlten Auswirkungen von *Impairment* auf das Leben behinderter Menschen bedeuten vor allem für Schwerbehinderte das Übergehen eines wichtigen Aspektes ihrer Lebensrealität. In der Realität ergibt sich Behinderung als Einschränkung in sozialen Aktivitäten aus dem Zusammenspiel von *Disability/Behinderung* und *Impairment/Beeinträchtigung*. In seiner Kritik am *sozialen Modell* sowie in seinem Vorschlag eines neuen Ansatzes, kommt Tom Shakespeare (2006a) zu einem ähnlichen Fazit: „The experience of a disabled person results from the relationship between factors intrinsic to the individual, and extrinsic factors arising from the wider context in which she finds herself“ (Shakespeare 2006a: 55). Für eine empirische Forschung, die das tatsächliche individuelle Erleben von Behinderung beleuchten will, ist ein solches Modell, das die Bedeutung beider Faktoren miteinbezieht, wertvoll und notwendig.

In der Beschreibung der Beziehungen meiner Informanten\*Informantinnen zu den Betreuern\*Betreuerinnen wurden zwei Aspekte hervorgehoben. Einerseits wurde die emotionale Verbindung betont, die häufig mit der Beziehung zu den Eltern verglichen wurde, andererseits wurden die Betreuer\*innen als Leister\*innen von Hilfestellungen charakterisiert. In den *Disability Studies* wird der Fokus gänzlich auf den zweiten Aspekt gelegt. Personen, die beruflich im Bereich der Pflege für behinderte Menschen arbeiten, werden vor allem als Dienstleister betrachtet. Der in der Realität so zentrale Aspekt der emotionalen Beziehung wird heruntergespielt (Shakespeare 2006a: 180). Diese Gewichtung ergibt sich aus dem *Independent Living* Ansatzes der Behindertenbewegung mit seinem Konzept der persönlichen Assistenz. Vertreter des *sozialen Modelles* definieren Behinderung als soziale Unterdrückung und Diskriminierung, folgerichtig wird die Beziehung zwischen Menschen mit Behinderungen und medizinischem oder Pflegepersonal primär als eine ungleiche Machtbeziehung betrachtet, in welcher der behinderten Person eine passive, unterdrückte Rolle zukommt (Thomas 2007: 96). In ihrem Artikel „The Relationship between Disabled People and Health and Welfare Professionals“ kritisieren Sally French und John Swain (2001) traditionelle Systeme der Pflege und vor allem stationäre Betreuungseinrichtungen, die in ihren Augen erst zu einer Abhängigkeit behinderter Menschen führen. Als Alternative favorisieren die Vertreter\*innen der *Disability Studies* das *Independent Living* Konzept. Durch den Einsatz von persönlichen Assistenten\*Assistentinnen soll das traditionelle Machtgefälle zwischen Pflegepersonal und behinderten Menschen umgekehrt werden. Assistenten\*Assistentinnen übernehmen Arbeiten des Haushalts, wie Waschen oder Kochen und persönliche Aufgaben wie Hilfe beim An- und Ausziehen oder bei der Körperpflege. Die

Kontrolle liegt so bei der behinderten Person, während dem\*der Assistent\*in eine rein ausführende Rolle als Dienstleister zukommt. (French; Swain 2001:735ff) Diese Priorität der *Disability Studies* mit ihrem Slogan „we don't want care“ nimmt für sich in Anspruch, behinderten Menschen die Kontrolle über ihr Leben zurückzugeben und ihre Abhängigkeit beenden zu können (Shakespeare 2006a:139). *Independent Living* Zentren wurden erfolgreich aufgebaut und als zentrales Projekt der Behindertenbewegung gefeiert. Dabei wird allerdings die Diversität von Behinderung außer Acht gelassen. Persönliche Assistenz ist vor allem für Personen mit geistigen Behinderungen keine wirkliche Alternative und würde ihre Abhängigkeit nicht beenden. Außerdem wird die Beziehung zwischen Menschen in Pflegeberufen und Menschen mit Behinderungen ausschließlich negativ als Unterdrückung und ungleiche Machtbeziehung definiert, positiver Wille und unterstützende Absichten werden übergangen.

Die Ergebnisse meiner Forschung zeigen deutlich, dass diese Vorstellungen und Konzepte der Behindertenbewegung beziehungsweise der *Disability Studies* an der Realität von Menschen mit geistigen Behinderungen weitgehend vorbeigehen. Erstens wäre es für die Mehrzahl meiner Informanten\*Informantinnen aufgrund der kognitiven Einschränkungen durch ihre Behinderung auch mit Hilfe eines\*einer persönlichen Assistenten\*Assistentin nicht möglich, ein vollständig selbstbestimmtes Leben zu führen. Zweitens gab es von Seiten meiner Informanten\*Informantinnen keinen Wunsch nach einer Trennung von praktischer Hilfestellung und emotionaler Beziehung. Im Gegenteil wurde die persönliche Beziehung zu den Betreuern\*Betreuerinnen als sehr positiv und zentral bewertet und kann zumindest als gleichwertig mit der Bedeutung der Betreuer\*innen als Hilfeleister\*innen betrachtet werden. Drittens mag das Streben nach Unabhängigkeit für Menschen mit physischen Behinderungen zentral sein, für meine Informanten\*Informantinnen spielt Unabhängigkeit dagegen nur eine untergeordnete Rolle. Werte wie soziale Kontakte, emotionale Unterstützung und Sicherheit wurden in den Interviews ungleich stärker betont.

Dies zeigt, dass der Anspruch einer emanzipatorischen Behindertenbewegung, für alle Menschen mit Behinderung zu sprechen, auch kritisch betrachtet werden muss. Ihre Forderungen nach mehr Unabhängigkeit und Selbstbestimmung sind zwar unbedingt unterstützenswert und mögen für eine gewisse Teilmenge der Gruppe der behinderten Menschen befreiend wirken. Das Versäumnis, die Bedürfnisse geistig behinderter Menschen miteinzubeziehen und zu untersuchen, führt allerdings zum Fehlen von Vorschlägen und Forderungen, welche auch die Lebensumstände dieser Teilgruppe verbessern könnten. Außerdem birgt die Vernachlässigung der Lebensrealität geistig behinderter Menschen die

Gefahr in sich, diese Gruppe innerhalb der Bewegung und der *Disability Studies* weiter in eine Marginalisierung zu drängen.

Die Frage nach der Zukunft der Pflege und ihrer möglichen Neuorganisation ausgerichtet an den Bedürfnissen und Wünschen geistig behinderter Menschen, sowie die Vor- und Nachteile sozialer Einrichtungen wie der Dorfgemeinschaft, bilden ein spannendes Feld für weitere Forschungen.

Über die sozialen Beziehungen lässt sich also zusammenfassend sagen, dass sie mit der Ausnahme der Beziehung zur Familie im Allgemeinen stark auf die Dorfgemeinschaft beschränkt sind. Darüber hinaus lässt sich feststellen, dass meine Informanten\*Informantinnen nicht sehr ausgeprägt zwischen den unterschiedlichen Formen sozialer Beziehungen zu differenzieren scheinen. Hier könnte eine nachfolgende Forschung anschließen, um dieses Ergebnis weiter zu untersuchen.

Ich möchte allerdings festhalten, dass die Ergebnisse meiner Forschung keinerlei Anspruch auf Repräsentativität erheben. Sie beziehen sich vorrangig auf meine Interviewpartner\*innen, aber auch auf Bewohner\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft, mit denen ich informelle Gespräche führen konnte oder die ich im Laufe der teilnehmenden Beobachtung kennenlernen konnte.

## 6. Conclusio

Die vorliegende Diplomarbeit beschäftigt sich mit den sozialen Beziehungen geistig behinderter Menschen, die in einer relativ abgeschlossenen Einrichtung, der Dorfgemeinschaft Breitenfurt, leben. In einer empirischen Forschung wurde der Frage nachgegangen, wie die Bewohner\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft ihre sozialen Beziehungen definieren und erleben. Ein besonderes Gewicht wurde dabei auf den Einfluss der Grenzen der Dorfgemeinschaft und das daraus resultierende Gefühl von *Innen* und *Außen* gelegt.

In einer viermonatigen Feldforschung konnte ich durch teilnehmende Beobachtung in Wohngruppen und Tageswerkstätten sowie durch leitfadengestützte Interviews einen Einblick in die Lebenswelt von Menschen mit geistiger Behinderung bekommen. Die dabei gesammelten Daten dienen als Grundlage meiner Aussagen.

Ausgangspunkt meiner Diplomarbeit war eine Beschäftigung mit den *Disability Studies*, die als theoretischer Bezugspunkt der empirischen Forschung dienen. Zunächst habe ich das *soziale Modell* von Behinderung vorgestellt, dass *Disability/Behinderung* als soziale Unterdrückung definiert und den Fokus auf den Abbau sozialer Barrieren und die Inklusion behinderter Menschen in die Gesellschaft legt. Die Vorteile dieses *sozialen Modelles* liegen vor allem in seiner Effizienz als politisches Instrument. Es wirkt identifikationsfördernd für die Behindertenbewegung und stärkt ihr Selbstbewusstsein. Das Modell kritisiert die traditionelle Medizinisierung von Behinderung und fordert sozialen Wandel, wobei die moralische Verantwortung auf die Gesellschaft verlagert wird. Im Verlauf der Arbeit hat sich gezeigt, dass diese Perspektive auf Behinderung einen wichtigen Beitrag zur Emanzipation (körperlich) behinderter Menschen leisten kann. Die Bedürfnisse von Personen mit geistigen Behinderungen bleiben dabei allerdings weitgehend unberücksichtigt und so ist ihre Teilhabe an Erfolgen der Bewegung gering.

Zu einem ähnlichen Schluss kommt Tom Shakespeares Kritik am *sozialen Modell*. Er präsentiert eine mögliche neue theoretische Alternative, die auf einer kritisch realistischen Perspektive aufbaut. In der Analyse und Interpretation der in den geführten Interviews erhobenen Daten komme ich auf diese Diskussionen innerhalb der *Disability Studies* zurück und verknüpfe sie konkret mit den Ergebnissen meiner Forschung.

Meine Arbeit zeigt die Herausforderungen auf, die in der Forschung mit Menschen mit geistigen Behinderungen verstärkt auftreten können. Die empirische Forschung wurde umfassend von den Möglichkeiten und Bedeutungen im Feld beeinflusst. So hatten diese Besonderheiten einen starken Einfluss auf die Wahl und Bearbeitung des Themas und führten dazu, dass meine Fragestellung verändert und neuformuliert wurde.

Des Weiteren bestimmten die unterschiedlichen Formen von Behinderung die Auswahl meiner Interviewpartner\*innen und damit meiner Hauptinformanten\*Hauptinformantinnen, da Interviews nur mit Personen geführt werden können, die in der Lage sind, sich verbal auszudrücken. Im Verlauf der von mir geführten Interviews traten allerdings trotzdem Probleme, wie unzusammenhängende Antworten, Stottern und andere sprachliche Einschränkungen auf. Eine vertrauensvolle und sehr offene Gesprächssituation konnte diese Schwierigkeiten abschwächen.

Die Forschung mit Menschen mit geistigen Behinderungen führt also zu Herausforderungen, die eine flexible, angepasste Wahl und Anwendung der sozialwissenschaftlichen Methoden notwendig machen.

Auf die umfassende Präsentation der geführten Interviews und der hierbei gesammelten Daten folgt die systematische Auswertung und Interpretation der Aussagen.

Die Ergebnisse zeigen deutlich die zentrale Bedeutung der sozialen Beziehungen für die Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft und für ihr Wohlbefinden auf. Thematisch können diese sozialen Beziehungen in vier große Bereiche eingeteilt werden: die Beziehung zu Freunden\*Freundinnen, die Beziehung zu den Eltern beziehungsweise zur Familie, Liebesbeziehungen sowie die Beziehung zu den Betreuern\*Betreuerinnen. Als ein erstes Ergebnis meiner Forschung kann festgehalten werden, dass die Unterscheidung zwischen diesen vier Bereichen von Beziehungen für meine Informanten\*Informantinnen relativ durchlässig zu sein scheint. Häufig konnte kein Unterschied zwischen Freundschaften und Liebesbeziehungen artikuliert werden und die Beziehung zu den Betreuern\*Betreuerinnen wurde teilweise mit der Beziehung zu den Eltern oder zu Freunden\*Freundinnen verglichen. Trotzdem wurden in jedem der vier Bereiche andere Aspekte hervorgehoben:

Für den Bereich der Freundschaften wurden gemeinsame Unternehmungen als wichtiges Charakteristikum genannt. Freundschaften werden vor allem innerhalb der Dorfgemeinschaft unter Peers geschlossen, die Schwere und Art der Behinderung spielt dabei nur eine untergeordnete Rolle. Freundschaften und gemeinsame Unternehmungen sind sowohl durch

die Grenzen der Dorfgemeinschaft und deren Regeln als auch durch individuelle Einschränkungen durch die jeweilige Behinderung beschränkt.

Die Eltern wurden in den Interviews als die wichtigsten Bezugspersonen genannt. Zentraler Aspekt der Beziehung ist die schmerzvolle Trennung von der Familie beim Einzug in die Wohngruppe. Neue Freundschaften innerhalb der Dorfgemeinschaft erleichtern die Eingewöhnung und tragen hauptsächlich zu einem positiven Lebensgefühl bei.

Zum Bereich Liebesbeziehungen konnte ich nur wenige Ergebnisse sammeln, da sich das einzige Liebespaar unter meinen Informanten\*Informantinnen wenige Tage vor den Terminen für die Interview getrennt hatte. Die Trennung der Paare wurde in beiden mir geschilderten Fällen von den Eltern ausgelöst. Dies zeigt den weiterhin großen Einfluss der Eltern auf das Privatleben der Bewohner\*innen der Dorfgemeinschaft. Des Weiteren lässt sich feststellen, dass der\*die Ex-Partner\*in auch nach der Trennung eine besondere Stellung unter den Freunden einnimmt und als wichtige Bezugsperson gesehen wird.

Die Beziehung zu den Betreuern\*Betreuerinnen ist mehrdeutig. Einerseits wird die emotionale Verbindung betont, und die Beziehung zu den Betreuern\*Betreuerinnen mit der Beziehung zu den Eltern verglichen. Die Betreuer\*Betreuerinnen sind die wichtigsten Ansprechpartner\*innen bei persönlichen Problemen. Andererseits wird ihre Funktion als Helfer und Dienstleister herausgestellt.

Die Umgebung, die all diese geschilderten Beziehungen prägt, ist die Dorfgemeinschaft, ihr kommt eine ambivalente Funktion zu. Einerseits ermöglicht sie intensive Freundschaften, die nach Aussage meiner Informanten\*Informantinnen zentral für ihr Wohlbefinden sind und bietet des Weiteren einen schützenden Rahmen, der durchwegs positiv bewertet wurde. Andererseits erschwert sie durch ihre relative Isolation und die starke örtliche Gebundenheit ihrer Bewohner\*innen den Aufbau sozialer Beziehungen zu behinderten oder nicht behinderten Personen außerhalb der Dorfgemeinschaft.

Diese Ergebnisse meiner Forschung zeigen, meiner Einschätzung, nach deutlich die Schwächen des *sozialen Modelles* im Speziellen und der *Disability Studies* im Allgemeinen im Hinblick auf die Lebensrealität geistig behinderter Menschen. Dies betrifft sowohl das *soziale Modell* als Grundlage empirischer Forschung, als auch die von seinen Vertretern\*Vertreterinnen artikulierten politischen Forderungen. Primär untermauert meine Forschung die Kritik Tom Shakespeares (2006a), dass die Forderungen der *Disability Studies* (Abbau von Barrieren, Selbstbestimmung durch *Independent Living* und persönliche Assistenz) vor allem auf Menschen mit körperlichen Behinderungen zugeschnitten sind und

die abweichenden Bedürfnisse von Menschen mit geistigen Behinderungen vernachlässigt werden.

Ein markantes Beispiel ist die Forderung nach *Independent Living* mit seinem Konzept der persönlichen Assistenz, das für alle behinderten Menschen gefordert wird und diese aus ihrer Abhängigkeit befreien soll. Dabei ignorieren die Vertreter des *sozialen Modelles* die Bedeutungen und Auswirkungen der individuellen *Beeinträchtigung/Impairment*, die jedoch für manche Menschen mit geistigen Behinderungen an sich ein selbstbestimmtes Leben verunmöglichen. Ein weiterer Kritikpunkt ist die Unterschätzung der Bedeutung der emotionalen Beziehung zu einer hilfeleistenden Person. Während in der *Independent-Living-Bewegung* persönliche Assistenten\*Assistentinnen ausschließlich als Dienstleister\*innen begriffen werden, so ist die emotionale Unterstützung und Aufsicht durch Betreuungspersonen für Menschen mit geistigen Behinderungen zentral und wurde im Verlauf meiner Forschung von den Informanten\*Informantinnen überwiegend positiv bewertet. Am extremen Beispiel einer Person, deren Behinderung aggressives oder autoaggressives Verhalten auslöst, zeigt sich deutlich, dass *Independent Living* für manche (körperbehinderte) Personen befreiend wirken mag, für andere allerdings in der Realität nicht vorstellbar ist.

Eine weitere, wesentliche Schwäche des *sozialen Modelles*, vor allem in Bezug auf empirische Forschungen, ist die Vernachlässigung von *Impairment* als wichtiger Faktor des individuellen Erlebens von Behinderung. In den Interviews sowie in informellen Gesprächen beschrieben meine Informanten\*Informantinnen erlebte Einschränkungen in ihrem Handeln durch ein Zusammenspiel externer Faktoren, wie Verhaltensregeln und interner Faktoren, also ihren individuellen Behinderungen. Die Notwendigkeit, *Impairment* in die Konzeption von Behinderung miteinzubeziehen, erscheint nach der Auswertung der Ergebnisse offensichtlich.

Ein kritisch realistischer Blick auf Behinderung, wie er von Tom Shakespeare (2006a) vorgeschlagen wird, begegnet diesen zwei Kritikpunkten. Im Gegensatz zum *sozialen Modell* würde es dieser Ansatz ermöglichen, die breite Varianz des Phänomens *Behinderung* und die unterschiedlichen Bedürfnisse behinderter Menschen zu erfassen. Besonders wertvoll für die empirische Forschung ist die Berücksichtigung von *Impairment* als bedeutender Faktor für das Erleben von Behinderung.

An erster Stelle im Rahmen der Beschäftigung mit dem Phänomen der *Behinderung* steht sowohl von offizieller Seite als auch von Seiten der *Disability Studies* das Konzept der



*Inklusion.* Meine Forschung hat gezeigt, dass die enormen Unterschiede in den Bedürfnissen behinderter Menschen dabei nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Ansätze, die vor allem an den Bedürfnissen körperlich behinderter Personen ausgerichtet sind, mit dem Bestreben, Selbstbestimmung und die Eingliederung in den Arbeitsmarkt zu ermöglichen, können nicht als universelle Ziele für alle behinderten Menschen betrachtet werden. Die Notwendigkeit, die permanente Ausgrenzung behinderter Menschen zu beenden und ihnen, soweit dies möglich ist, eine gleichberechtigte Teilnahme an sozialen Aktivitäten zu ermöglichen, ist unbestritten. Wenn es aber offenkundig weder sinnvoll noch möglich ist, dass sich alle behinderten Menschen in unser utilitaristisches Menschenbild einfügen, dann stellt sich mir die Frage, ob unser neoliberale kapitalistisches Gesellschaftssystem, das so sehr auf individuellen Erfolg ausgelegt ist, nicht grundsätzlich hinterfragt werden sollte. Vielleicht könnten diese Menschen und ihre Betonung von Werten wie Gemeinschaft und gegenseitige Unterstützung ein Anlass dafür sein zu versuchen, eine neue Gesellschaftsordnung zu finden, in der jeder Mensch, behindert oder nicht-behindert, im Rahmen seiner Möglichkeiten und Wünsche gefördert wird, leben und sich einbringen kann.

## 7. Literaturverzeichnis

Albrecht, Gary (Hg.) (2001) Handbook of disability studies. Thousand Oaks, Sage Publications

Barnes, Colin; Mercer, Geoff (2001): Disability Culture. Assimilation or Inclusion? In: Albrecht, Gary (Hg.): Handbook of disability studies. Thousand Oaks, Sage Publications

Badelt, Christoph (Hg.) (1992): Geschützte Arbeit: Alternative Beschäftigungsformen zur beruflichen und sozialen Integration. Wien, Böhlau

Bhaskar, Roy; Danermark, Berth (2006): Metatheory, Interdisciplinarity and Disability Research: A Critical Realist Perspective. In: Scandinavian Journal of Disability Research, Vol. 8, No. 4: 278-297

Biermann, Adrienne (1999): Gestützte Kommunikation im Widerstreit. Empirische Aufarbeitung eines umstrittenen Ansatzes. Berlin, Spiess

Davies, Charlotte Aull (1999): Reflexive Ethnography, a guide to researching selves and others. London, Routledge

Davis, John M.; Watson, Nick (2001): Where Are the Children's Experiences? Analysing Social and Cultural Exclusion in 'Special' and 'Mainstream' Schools. In: Disability and Society, Vol. 16, No. 5: 671-687

Davis, Lennard J. (2006): The End of Identity Politics and the Beginning of Dismodernism. On Disability as an Unstable Category. In: Davis, Lennard J. (Hg.): The Disability Studies Reader, Second Edition. New York. Routledge

Davis, Lennard J. (Hg.) (2006): The Disability Studies Reader, Second Edition. New York. Routledge

Dederich, Markus (2007): Körper, Kultur und Behinderung: eine Einführung in die Disability Studies. Bielefeld. Transcript Verlag

Dederich, Markus; Grüber, Katrin (Hg.)(2007): Herausforderungen. Mit schwerer Behinderung leben. Eine Veröffentlichung des Instituts Mensch, Ethik und Wissenschaft (IMEW). Frankfurt am Main, Mabuse-Verlag

Flick, Uwe (2003): Triangulation in der qualitativen Forschung. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.) (2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg. Rowohlt

Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (2003): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.) (2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg. Rowohlt

Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.) (2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg. Rowohlt

French, Sally; Swain, John (2001): The Relationship between Disabled People and Health and Welfare Professionals. In: Albrecht, Gary (Hg.): Handbook of disability studies. Thousand Oaks, Sage Publications

Girtler, Roland (2001): Methoden der Feldforschung. Wien, Köln, Weimar, Böhlau Verlag

Goffman, Erving (1975): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main, Suhrkamo Taschenbuch Verlag

Gradt, Kathrin (2009): Freundschaft, Liebe, Intimität und deren Grenzen im Leben von Jugendlichen mit Zerebralparese, ein qualitativer sozialanthropologischer Beitrag. Dipl. Arbeit Univ. Wien

Honer, Anne (2003): Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.) (2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg. Rowohlt

Hopf, Christel (2003): Qualitative Interviews – ein Überblick. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.) (2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg. Rowohlt

Huainigg, Franz Josef (1999): O du mein behindertes Österreich! Zur Situation behinderter Menschen. Klagenfurt, DRAVA Verlag

Integration: Österreich; Firlinger, Beate (Hg.) (2003): Das Buch der Begriffe. Sprache Behinderung Integration. Wien, Integration: Österreich

Kuhse, Helga; Singer, Peter (1993): Muß dieses Kind am Leben bleiben? Das Problem schwerstgeschädigter Neugeborener. Erlangen, Harald Fischer Verlag

Kukla, Silvia (2007): Zur sozialen Konstruktion von Behinderung am Beispiel ausgewählter afrikanischer Gesellschaften . Dipl. Arbeit Univ. Wien

Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel, Beltz

Lipburger, Saskia (2009): Herausforderung Integration. zur Bedeutung der Schule im Integrationsprozess von Migrantenkindern mit körperlicher Behinderung. Dipl. Arbeit Univ. Wien

Lüders, Christian (2003): Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.) (2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg. Rowohlt

Mattner, Dieter (2000): Behinderte Menschen in der Gesellschaft, zwischen Ausgrenzung und Integration. Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer

Mayring, Philipp (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitative Denken. Beltz, Weinheim und Basel

Mercer, Geof (2002): Emancipatory Disability Research. In: Barnes, Colin; Oliver, Mike; Barton, Len (Hg.) : Disability Studies Today. Cmbridge, Polity Press

Merkens, Hans (2003): Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.) (2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg. Rowohlt

Naue, Ursula Annane (2006): Behindertenpolitik heute: zwischen alten Inhalten und neuen Möglichkeiten ; eine vergleichende Studie. Diss. Univ. Wien

Parmenter, Trevor R. (2001): Intellectual Disability – Quo Vadis? In: Albrecht, Gary (Hg.): Handbook of disability studies. Thousand Oaks, Sage Publications

Ravaud, Jean-François; Stiker, Henri-Jacques (2001): Inclusion/Exclusion. An Analysis of Historical and Cultural Meanings. In: Albrecht, Gary (Hg.): Handbook of disability studies. Thousand Oaks, Sage Publications

Rühl, Karl; Längle Alfred (Hg.) (2001): Ich kann nicht... Behinderung als menschliches Phänomen. Tagungsbericht 1996 der Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse. Wien, WUV-Universitätsverlag

Saraga, Esther (Hg.) (2003): embodying the social: constructions of difference. London, Routledge

Schnabl, Sandra (2002): Leben mit Behinderung, Anatolien und Österreich im Vergleich. Dipl. Arbeit Univ. Wien

Shakespeare, Tom (2006a): Disability Rights and Wrongs. Abingdon. Routledge

Shakespeare, Tom (2006b): The Social Model of Disability. In: Davis, Lennard J. (Hg.): The Disability Studies Reader, Second Edition. New York. Routledge

Siebers, Tobin (2006): Disability in Theory. From Social Constructionism to the New Realism of the Body. In: Davis, Lennard J. (Hg.): The Disability Studies Reader, Second Edition. New York. Routledge

Söder, Mårten (2009): Tensions, perspectives and themes in disability studies. In: Scandinavian Journal of Disability Research. Vol. 11, No.2: 67 - 81

Soeffner, Hans-Georg (2003): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.) (2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg. Rowohlt

Stone, Emma; Priestley, Mark (1996): Parasites, prawns and partners: disability research and the role of non-disabled researchers. In: British Journal of Sociology. Vol. 41: 4: 699 - 716

Streussig, Valeria (2010): Der Beitrag der Beschäftigungswerkstätten für die Lebensqualität der Menschen mit schwerer intellektueller und mehrfacher Behinderung – illustriert am Beispiel der Caritas Tagesstätte Rannersdorf. Dipl. Arbeit Univ. Wien

Thomas, Carol (2002): Disability Theory: Key Ideas, Issues and Thinkers. In: Barnes, Colin; Oliver, Mike; Barton, Len (Hg.): Disability Studies Today. Cambridge, Polity Press

Thomas, Carol (2007): Sociologies of Disability and Illness. Contested Ideas in Disability Studies and Medical Sociology. Basingstoke, Palgrave Macmillan

Tremain, Shelley (2006): On the Government of Disability. Foucault, power and the subject of Impairment. In: Davis, Lennard J. (Hg.): The Disability Studies Reader, Second Edition. New York. Routledge

Wagner, Elisabeth Irene (2009): Kann ein Kind ein Schaden sein? die Debatte rund um "Wrongful Birth" und pränatale Diagnostik in Österreich. Dipl. Arbeit Univ. Wien

Waldschmidt, Anne; Schneider, Werner (Hg.) (2007): Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung, Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld. Transcript Verlag

Walmsley, Jan (1997): Including People with Learning Difficulties: Theory and Practice. In: Barton, Len; Oliver, Mike (Hg.): Disability Studies: Past Present and Future. Leeds. The

Whyte, Susan Reynolds; Ingstad, Benedicte( 2007) : Introduction. In: Ingstad, Benedicte; Whyte, Susan Reynolds (Hg.): Disability in Local and Global Worlds. Berkley, University of California Press

Williams, Simon J. (1999): Is anybody there? Critical realism, chronic illness and the disability debate. In: Sociology of Health & Illness, Vol. 21, No. 6: 797-819

Wolff, Stephan (2003): Wege ins Feld und ihre Varianten. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.) (2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg. Rowohlt

## Links

Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (Hg.) (2009): Alt und behindert. Wie sich der demografische Wandel auf das Leben von Menschen mit Behinderung auswirkt. Berlin  
[http://www.berlin-institut.org/fileadmin/user\\_upload/Alt\\_behindert/Alt\\_und\\_behindert\\_online.pdf](http://www.berlin-institut.org/fileadmin/user_upload/Alt_behindert/Alt_und_behindert_online.pdf) (Zugriff 20.01.2012)

CHANGE (2010): Talking about sex and relationships: the views of young people with learning disabilities. The final report of the sexuality project by CHANGE 2007-2010  
<http://www.leeds.ac.uk/disability-studies/archiveuk/change/final%20report%20read%20copy.pdf> (Zugriff 05.04.2012)

Evans, John (2002): How Disabled People are Excluded from Independent Living. Presentation For Madrid Conference On European Disabled People  
<http://www.leeds.ac.uk/disability-studies/archiveuk/evans/How%20Disabled%20People%20are%20excluded%20from%20Independent%20Living%20P%85.pdf> (Zugriff 15.04.12)

Mayring, Philipp (2000): Qualitative Inhaltsanalyse. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], Volume 1 (2).

[https://www.ph-freiburg.de/fileadmin/dateien/fakultaet3/sozialwissenschaft/Quasus/Volltexte/2-00mayring-d\\_qualitativeInhaltsanalyse.pdf](https://www.ph-freiburg.de/fileadmin/dateien/fakultaet3/sozialwissenschaft/Quasus/Volltexte/2-00mayring-d_qualitativeInhaltsanalyse.pdf) (Zugriff: 20.01.12)

Schönwiese, Volker (2005): Perspektiven der Disability Studies

<http://bidok.uibk.ac.at/library/schoenwiese-studies.html> (Zugriff: 15.04.12)

[Gedruckt erschienen in: Behinderte in Familie und Gesellschaft, No. 5/2005: 16-21]

Union of the Physically Impaired Against Segregation (1975): Fundamental Principles.

<http://www.leeds.ac.uk/disability-studies/archiveuk/UPIAS/fundamental%20principles.pdf>

(Zugriff 10.11.11)

World Health Organisation (2007): Atlas. global resources for persons with intellectual disabilities. [http://www.who.int/mental\\_health/evidence/atlas\\_id\\_2007.pdf](http://www.who.int/mental_health/evidence/atlas_id_2007.pdf) [Zugriff:

24.04.12]



## 8. Anhang

### 8.1 Zusammenfassung

Die vorliegende Diplomarbeit behandelt im Rahmen einer empirischen Forschung die sozialen Beziehungen von Menschen mit geistigen Behinderungen die in der Dorfgemeinschaft Breitenfurt gemeinsam leben und arbeiten. Konkret wurden im Zuge einer viermonatigen Feldforschung eine teilnehmende Beobachtung in zwei Wohngruppen und verschiedenen Tageswerkstätten sowie qualitative Interviews mit sieben Bewohnern\*Bewohnerinnen der Dorfgemeinschaft geführt. Die gewonnen Daten werden präsentiert und die Ergebnisse anhand eines Kategoriensystems dargestellt und diskutiert. Dabei werden die sozialen Beziehungen meiner Informanten\*Informantinnen in vier große Bereiche unterteilt: Freundschaften, die Beziehung zu den Eltern beziehungsweise zur Familie, Liebesbeziehungen und die Beziehungen zu den Betreuern\*Betreuerinnen. Ein wesentlicher Aspekt ist das Gefühl von Innen/Außen, das durch die relative Abgeschlossenheit der Dorfgemeinschaft entsteht. Von den Ergebnissen der Forschung wird ein Bogen zu Positionen der *Disability Studies* gespannt.

Ergänzt wird die Arbeit durch eine Einführung in die *Disability Studies* als wissenschaftliche Forschungsrichtung die sich mit dem Phänomen *Behinderung* auseinandersetzt. Dabei wird als zentrales Konzept das *soziale Modell* von Behinderung kritisch diskutiert. Tom Shakespeares neuer, kritisch realistischer Ansatz wird vorgestellt und sein Wert für die empirische Arbeit beleuchtet.

## 8.2 Abstract

The diploma thesis at hand, based on empirical research, discusses the social relationships of people with an intellectual disability living and working together in a community in Breitenfurt. During four months of field research, I conducted a participant observation among two residential groups and several sheltered workshops, and interviewed seven residents of the living community. The gained data is being presented and the results are being illustrated and discussed using a set of categories. In doing so, the social relationships of my informants were divided into four big groups: friendships, the relationship with parents (respectively family), romantic relationships and relationships with the care workers. A main aspect is the feeling of inside/outside which results from the living community being relatively isolated. I combined the research results with the viewpoints of *Disability Studies*. The thesis is being completed with an introduction into *Disability Studies* as a scientific field of research dealing with the phenomenon *disability*. As a central concept, the *social model* of disability is being discussed and confronted with an informed criticism.

## 8.3 Lebenslauf

Name: Clara Krug  
E-mail: clara.krug@gmx.net  
Geburtsdatum: 21.10.1984  
Nationalität: Österreich

### ■ Ausbildungsweg

---

2008 – 2009	Auslandsaufenthalt im Rahmen des Erasmusprogrammes an der Université des Sciences et Technologies in Lille, Frankreich,
Seit 2005	Studium der Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien
2004 – 2005	Studium der Internationalen Betriebswirtschaft, Universität Wien
2004	Matura mit Auszeichnung am BORG Dreierschützengasse, Graz

### ■ Berufserfahrung (Auszug)

---

2011	Behindertenhelferin in der Dorfgemeinschaft Breitenfurt
2009	Französisch Lehrkraft bei LernQuadrat, Wien

### ■ Ehrenamtliche Tätigkeiten

---

- Mitorganisation der AktionsAkademie von Attac, Greenpeace und Südwind 2010, 2011 und 2012
- Engagement im Verein zur Förderung und Gründung einer Demokratischen Bank
- Engagement in der Bewegung für Gemeinwohl Ökonomie

### ■ Sprachen

---

- Deutsch, Englisch, Französisch